

Reinhard Heinrich / Erik Simon

Die ersten Zeitreisen



Kompaß-Bücherei Band 224

Es ist uns gelungen, die Veröffentlichungsrechte des aufsehenerregenden Anhangs zum „Lehrbuch der Grundlagen der Temporalistik“ zu erwerben, der die Abenteuer der ersten Zeitreisenden schildert. Falls Sie also wissen wollen, wie der Charakter der Urmenschen beschaffen war, wer tatsächlich die Terrasse von Baalbek erbaute und was es mit Atlantis oder mit Parzivals Gral wirklich auf sich hat, dann lesen Sie die Berichte über Tim E. Traveller und seine mutigen Nachfolger! Sie erfahren dabei außerdem, was es bedeutet, wenn die empfindliche Zeitkristallsäule beschädigt wird, wie ein Katastrophenbeschleuniger funktioniert und unter welchen Bedingungen ein Perpetuum mobile arbeitet. Einblicke in das Regelwerk der Temporalistik runden dieses Büchlein ab und werden auch Sie in die Lage versetzen, eine Zeitmaschine ordnungsgemäß zu führen.

Dr. KASSANDRA SMITH



Fig. 0

Reinhard Heinrich
Erik Simon

Die ersten Zeitreisen

Beilage zum *Lehrbuch der Grundlagen der Temporalistik* von Dr. temp. Kassandra Smith, Solarer Zentralverlag, Neu-Neustadt am Großen Methanfluß (Jupiter) 2477

Verlag Neues Leben Berlin

Illustrationen von Peter Muzeniek

2. Auflage, 1983
Lizenz Nr. 303 (305/251/83)
LSV 7503
Umschlag: Peter Muzeniek
Typografie: Wolfgang Gebhardt
Schrift: 9p Times
Gesamtherstellung GG Völkerfreundschaft Dresden
Bestell-Nr. 6424669
DDR 1,80 M

ZUM GELEIT

Anläßlich des nunmehrigen Erscheinens der 14. Auflage des vorliegenden Lehrbuches der Temporalistik möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, meinen hochgeschätzten Kollegen, dem Verdienten Temporalmechaniker Reinhard Heinrich, Inhaber des Ehrendiploms für Große Zeitreise, und dem Kandidaten der Historischen und Vergleichenden Temporalistik und Timothy-Traveller-Preisträger Erik Simon für das freundliche Zurverfügungstellen des Manuskriptes ihres Buches „Die ersten Zeitreisen“, welches eine temporalistisch überaus fundierte Darstellung der Geschichte der Temporalistik enthält, woraus wir einige die der Temporalistik nicht nur jener Anfangsepoche, sondern auch der Gegenwart immanenten Problematiken und Prinzipien besonders deutlich illustrierende Zeitreisen extrahiert und aus ihnen die hier vorliegende Beilage zum Lehrbuch zusammengestellt haben, zu danken.

Dr. Kassandra Smith
Großer Roter Fleck (Jupiter),
am 43. Ammoniak 2476

Die dritte Zeitreise des Timothy Traveller

oder Von der Macht der Literatur und der Lesermeinung

1. Timothy Edward Traveller

war schon im Kindesalter, als ihn alle einfach Tim nannten, anders als andere Kinder. Während seine Altersgefährten „Wer hat Angst vorm schwarzen Roboter?“, Verstecken oder Fußball spielten, saß er zu Hause und bemühte sich, in die theoretische Physik einzudringen. Schuld an dieser unnormalen Entwicklung hatte vor allem sein Urgroßvater, bei dem Timothy wohnte, da die Eltern fast nie zu Hause waren.

2. Die Eltern

flogen nämlich beide auf dem Linienraumschiff „Schnecke“ die Strecke Sonne—Sirius—Sonne: Tims Mutter hatte auf der „Schnecke“ das Kommando, sein Vater war Schiffskoch. Der chronische Personalmangel bei der irdischen Raumflotte ist bekannt; und gerade der Kommandant und der Schiffskoch sind die beiden wichtigsten Personen an Bord.

Jedenfalls waren die Eltern Tim Travellers unabkömmlich und fast ständig unterwegs, zumal die „Schnecke“ nur mit achteinhalbfacher Lichtgeschwindigkeit flog. Deshalb lag die Erziehung des kleinen Tim größtenteils in den Händen seines Urgroßvaters.

3. Der Urgroßvater

von Tim Traveller arbeitete im Institut für graduelle Unmöglichkeit an der Akademie der Grenzen des Absurden. Vielleicht kennt der Leser seine wohl bedeutendste Arbeit „Neue Perspektiven der Energiegewinnung“, die eine gigantische Revolution in der Energietechnik herbeiführte und der Fachwelt völlig neue Ausblicke eröffnete, da in ihr erstmalig berechnet wurde, welchen ungeheuren Wirkungsgrad ein Perpetuum mobile bei Temperaturen unter dem absoluten Nullpunkt hätte, wenn es ein Perpetuum mobile gäbe und wenn man es unter den absoluten Nullpunkt abkühlen könnte.[1] Dieser Urgroßvater nun hatte, wohl im Zusammenhang mit seinem Beruf, eine seltsame Leidenschaft für die sogenannte Phantastische Literatur.

4. Die Phantastik

ist heute ausgestorben, war aber an der Wende vom zweiten zum dritten Jahrtausend von großer Bedeutung und schuf die Grundlagen für die Entstehung der Symbolliteratur, die solch wahrhaft unsterbliche Werke

hervorbrachte wie die des Anton Kornelius — des größten Poeten des vierundzwanzigsten Jahrhunderts —: „Rotkäppchen und der Wolf“ und „Dornröschen“. Und obwohl sich die Phantastik mit dem tiefen Symbolgehalt dieser Werke nicht messen kann, galt doch gerade ihr das Interesse von Tims Urgroßvater, das er auch auf den kleinen Timothy übertrug.

Es ist anzunehmen, daß dies auch der Grund für Tims unnormales Verhalten war. In dieser Art Literatur sind nämlich fast alle handelnden Personen Genies, und fünfjährige Kinder tun nichts anderes, als bei jeder passenden Gelegenheit darzulegen, an welchen Stellen sich Einstein in seiner allgemeinen Relativitätstheorie geirrt hat und welches der neueste Erkenntnisstand bei der Erforschung des Hyperraums ist.

Offenbar hatte Tim Traveller unter dem Einfluß seines Urgroßvaters all diese Phantastereien wörtlich genommen und sich bemüht, ebenso wie die Helden dieser Mikrofilme zu werden. Wenn ihm das auch nicht gelang — er verstand die Relativitätstheorie auch im Alter von zehn Jahren noch nicht —, so wäre er ohne diese altertümliche Literatur wohl kaum auf den Gedanken gekommen, sich mit dem Problem der Zeitreise zu beschäftigen, und vielleicht wäre die Zeitmaschine noch immer nicht erfunden. So aber baute Tim. E. Traveller mit vierundzwanzig Jahren seine erste funktionsfähige Zeitmaschine.

5. Die Anregung

dazu hatte er aus dem Buch „Die Zeitmaschine“ geschöpft. — Das alles läßt sich aus Gründen, die der Leser noch kennenlernen wird, nur aus den Erzählungen Timothy Travellers rekonstruieren:

Tims Lieblingsbuch war „Die Zeitmaschine“ eines gewissen Herbert George Wells. Dieses Werk bestand aus zwei inhaltlich völlig verschiedenen Bänden. Der erste war 1895 erschienen und enthielt eine literarisch recht anspruchslose, in Ich-Form geschriebene Geschichte über die Erfindung einer Zeitmaschine und die fiktive Reise des Autors in die Kreidezeit. Das wesentliche in diesem Band aber waren zwar sehr verschwommene, an originellen Ideen jedoch außerordentlich reiche Ausführungen über das Funktionsprinzip der Zeitmaschine, die fast die Hälfte des Bandes füllten. Ebendieser erste Band regte die Phantasie Tim Travellers an.

Der zweite Band war eine direkte Fortsetzung des ersten und beschrieb die Reise des Helden in eine düstere Zukunft. Er war 1896 erschienen und von wesentlich größerem literarischem Wert, was Tim Traveller wohl wußte.

6. Die Erfindung

der Zeitmaschine wäre undenkbar gewesen ohne dieses Buch. Deshalb hatte sich Timothy E. Traveller in den Kopf gesetzt, den Autor wenigstens einmal zu sehen und mit ihm zu sprechen. Die beiden ersten Zeitreisen führten den Erfinder der Zeitmaschine in eine relativ nahe Vergangenheit, und auch die Dauer des Aufenthalts war durch die noch unvollkommene Konstruktion der Maschine begrenzt. Dann aber baute Timothy E. Traveller eine neue Zeitmaschine mit viel größerem Aktionsradius und machte sich mit der Zielstrebigkeit eines Monomanen unverzüglich an die Verwirklichung seines Wunschtraumes.

7. Die Zeitreise

verlief ohne Zwischenfälle. Erwähnenswert wäre höchstens, daß auch diese Maschine noch recht langsam war und eine maximale Geschwindigkeit von 20000 erreichte, das heißt, während in der Maschine ein Tag verging, legte sie nur 20000 Tage in der Zeit zurück, so daß T. Traveller etwa eine Woche benötigte, bis er am Ziel war.

8. Die Ankunft

brachte die erste Panne. Timothy wollte ins Jahr 1910 oder wenigstens etwa in diese Zeit, in der sein Idol schon einige seiner bedeutendsten Werke beendet hatte.

Nun, es lag nicht an der Zeitmaschine selbst. Es ist eben niemand vollkommen, und der Begründer der Temporalistik hatte etwas Wichtiges vergessen: einen Wecker. Wenn die Zeitreise eine ganze Woche dauert, muß man natürlich ab und zu schlafen.

Timothy träumte also gerade eine Episode aus der „Zeitmaschine“ (fast immer träumte er Szenen aus seinem Lieblingsbuch, woran man sieht, daß es ihn wirklich sehr beeindruckt hatte); er lief im Traum am Ufer eines kreidezeitlichen Meeres entlang, und hinter ihm lief ein Tyrannosaurus rex. Der wußte zwar nicht einmal, daß er ein Tyrannosaurus rex war, aber dafür war er über zehn Meter lang und rannte wesentlich schneller als Timothy. Als ihn die Echse fast erreicht hatte, griff Timothy zu einem Mittel, dem der Saurier nicht gewachsen war: Er wachte auf. Sein Blick fiel auf das Tempometer, die schwächste Stelle der Konstruktion. Es war aus unerklärlichen Gründen nach einigen Tagen stehengeblieben.

Timothy Traveller bemerkte den Defekt und reagierte blitzschnell: Mit der linken Hand schlug er auf die Bremse, mit der rechten versuchte er

die Energiezufuhr zu unterbrechen. Die rechte Hand fand den Schalter nicht, doch die linke wußte das nicht und drückte die Bremse bis zum Anschlag. Tim Traveller hatte plötzlich das Gefühl, immer leichter zu werden, dabei rasend schnell aufzuquellen und sich über sämtliche Dimensionen des Universums auszubreiten. Dann verlor er das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, roch es in der Kabine nach verbrannter Isolierung.

9. Die Angaben,

die T. E. Traveller über seine Erlebnisse in der Vergangenheit gemacht hat, sind verworren und unvollständig, teilweise widersprechen sie sich sogar. Da die meisten dieser Erlebnisse aber auf die Vergangenheit praktisch keinen Einfluß hatten, das heißt nicht zu Veränderungen führten, sind sie für diesen Bericht auch nicht von Interesse. Die Rekonstruktion der Ereignisse durch eine Gruppe von Computern ergab unter anderem folgende Szene:

Ort: Ein Bürgerhaus in Bromley.

John: „Sir, in der Hall steht ein Ausländer. Er wünscht Sie zu sprechen."

Wells: „Ich lasse bitten."

Traveller: „Mein Name ist Traveller. Ich bin erfreut, den Weg hierher gefunden zu haben . . ."

Wells: „Ganz meinerseits. Seien Sie mein Gast zur Feier des Tages."

Traveller: „Verzeihung, zu welcher Feier?"

Wells: „Heute, am 2. 10. 1866, findet die Taufe meines am 21. 9. 1866 geborenen Sohnes Herbert George . . . Ist Ihnen nicht wohl? John, ein Glas Wasser für Mister Traveller!"

Somit war der freundliche Empfang einen Pfifferling wert, war doch der Mann, der einmal der berühmte H. G. Wells werden würde, im Moment verhindert.[2]

Tim Traveller zog sich zurück und reparierte zunächst einmal das Tempometer. Jedoch vergaß er es zu eichen. Als er abreiste, um in Wells' besten Jahren wiederzukehren, konnte er die temporale Distanz nur ungefähr einstellen.

10. Mr. H. G. Wells

führte mit Timothy Edward Traveller ein einziges Gespräch, das etwa drei Stunden gedauert hat. Leider konnte sich T. Traveller nach seiner Rückkehr nur noch an die wesentlichsten Punkte, nicht aber an Einzelheiten erinnern. Wir müssen die Unterhaltung also rekonstruieren. Danach könnte sie ungefähr so abgelaufen sein:

11. Gegen acht Uhr abends

war es Timothy Traveller nach einer Dreiviertelstunde unter Aufbietung all seiner rhetorischen Fähigkeiten gelungen, Mr. Wells davon zu überzeugen, daß er ihm weder etwas verkaufen noch ihn ermorden oder berauben, noch ihn um eine Spende für den Tierschutzverein bitten, noch ihn als Missionar anwerben wollte. Tim Traveller kam unmerklich dem Thema näher und fragte obenhin: „Sie beschäftigen sich mit Zauberei? Es geht jedenfalls das Gerücht um."

Jetzt mußte Wells zum Zuge kommen, ob er wollte oder nicht. Mit Zorn und Eifer widerlegte er auch prompt alle derartigen Anschuldigungen, worüber er den Gast nach dem Grund seiner Anwesenheit zu fragen vergaß. Er sprach von Dutzenden Büchern, die er zu schreiben gedachte (aber noch nicht geschrieben hatte — wieder war Tim zu früh gekommen), erwähnte jedoch nur beiläufig das bereits geschriebene Manuskript der „Zeitmaschine", da ihn Vollendetes nicht mehr interessierte. Der erste Band war für ihn die Basis, auf der sich das eigentliche Werk aufbauen sollte. Dies sei jedoch nicht so wichtig, vielmehr interessiere ihn ein Roman, den er „Die seltsame Insel" nennen wolle. Aber Tim Traveller kannte die Geschichte unter dem Titel „Doktor Moreaus Insel" und versuchte alles, um das Gespräch auf die Zeitmaschine zu lenken.

TIMOTHY *Edward* TRAVELLER



Fig. **1**

12. Gegen neun Uhr abends

gelang es T. Traveller in letzter Minute, einen Streit über die „Zeitmaschine“ zu beginnen, ehe H. G. Wells auf das Wetter zu sprechen kam.

Es entspann sich wohl ein regelrechter Disput zwischen Mr. Wells und Tim E. Traveller, in dessen Verlauf T. Traveller unterstrich, daß ein solcher Roman, wie ihn Mr. Wells schreiben wolle, auf gar keinen Fall mit technischen Erläuterungen überladen sein dürfe. Überhaupt sei er, Timothy Traveller, aufgrund langjähriger Erfahrungen überzeugt, daß der geplante zweite Teil doch wohl der bedeutendere sei. Zwar müsse er zugeben, die Gedankengänge und technischen Details des ersten Teils seien an sich auch recht interessant, aber wohl etwas verworren, und außerdem . . .

13. Gegen zehn Uhr abends

war das Gespräch dann beendet. T. Traveller hatte den Eindruck, er habe seinen Standpunkt überzeugend dargelegt; Mr. Wells hingegen schien an den Argumenten des für ihn völlig fremden Mannes keinen sonderlichen Gefallen gefunden zu haben. Vermutlich sah Timothys Abschied einem Hinauswurf äußerst ähnlich. Von dieser Wendung der Dinge enttäuscht, trat Timothy Traveller unverzüglich die Rückreise in seine eigene Zeit an.

14. Die Rückreise

verlief ohne Zwischenfälle. Erwähnenswert wäre höchstens, daß sie ebensolange dauerte wie die Hinreise, also etwa eine Woche. In der Vergangenheit hatte T. Traveller seine Zeitmaschine durchgesehen und einen Wecker eingebaut, so daß er die Ankunft kein zweites Mal verschlief. Er landete also wohlbehalten wieder genau an dem Tag, an dem er in die Vergangenheit abgereist war.

15. Die Konstruktionsunterlagen

der Zeitmaschine hatte T. Traveller damals noch nicht veröffentlicht. Die Zeitmaschine galt zu jener Zeit als unmöglich; hätte Tim Traveller so mir nichts, dir nichts behauptet, eine Zeitmaschine konstruiert oder sogar gebaut zu haben — man hätte es für einen schlechten Witz oder aber ihn für verrückt gehalten. Die Menschen des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts unterschieden sich darin in keiner Weise von denen des neunzehnten. Deshalb hatte T. Traveller seine Zeitmaschine vorläufig geheimgehalten.

16. Die Veröffentlichung

seiner Erfindung — und Timothy Traveller wußte sehr wohl ihre Bedeutung einzuschätzen — schien ihm, nachdem er immerhin schon drei Zeitreisen durchgeführt hatte, endlich doch vertretbar. Jetzt hatte er die nötigen Beweise und sich in der Praxis davon überzeugt, daß seine Maschine einwandfrei funktionierte (bis auf das Tempometer, das er aber mit Erfolg durch den Wecker aus dem 19. Jahrhundert ersetzt hatte). Also machte er sich daran, seine ziemlich chaotischen Aufzeichnungen zusammenzusuchen und zu systematisieren. Eigentlich brauchte er ja nur die im ersten Band der „Zeitmaschine“ dargelegten Prinzipien abzuschreiben und seine eigenen technischen Verbesserungen zu erläutern. So griff er denn wenige Tage nach seiner dritten Zeitreise wieder einmal nach dem Buch von H. G. Wells, wenigstens versuchte er es.

17. Das Buch

hätte er mit geschlossenen Augen gefunden. Er fand es aber nicht. Er hatte es . . . zigmal in den Händen gehalten, und es stand immer an derselben Stelle. Früher. Jetzt war es verschwunden. Er suchte in der Wohnung, im Kaninchenstall (wie oft hatte er seinen vierbeinigen Freunden daraus vorgelesen!), er suchte im Kühlschrank, er rief bei der Reinigung an (vielleicht steckte es in der Tasche des Mantels, den er dort eingeliefert hatte?). Er suchte im selbstgebastelten Raumpflegeroboter, der für die Ordnung in Tims Gemächern zuständig war. (Oft hatte er beim Reparieren das selbstverständlich unbrennbare Buch als Unterlage für den Lötkolben benutzt, da das Buch der einzige Gegenstand war, den er fast immer bei sich führte.)

Nichts. Schließlich videophonierte er mit einer Bibliothek und verlangte „Wells, Herbert George: ‚Die Zeitmaschine‘. Band I“.

18. Der Bibliothekar

(selbstverständlich ein Android) vermutete einen Irrtum. Es sei zwar Wells’ Buch „Die Zeitmaschine“ vorhanden. Dies sei aber kein mehrbändiges Werk, so daß es unlogisch sei, den ersten Band zu verlangen. Aber natürlich könne er ihm das Buch auf den Videoschirm projizieren, über Kanal B — 12 — 594784.

Das tat er auch.

Nein, sagte T. Traveller, als er das Buch sah, er wolle, nicht den zweiten Band, sondern den ersten.

Das sei weder der erste noch der zweite, noch sonst ein Band, erwiderte der Android. (Die Androiden waren damals emotionell noch nicht so ausgeglichen wie heute.) Er habe sich extra an den Zentralspeicher geschaltet und wisse genau, daß es keine weiteren Bände gäbe. Nur diesen. Und wenn der Bücherfreund noch immer an einen zweiten Band glaube, warum dann eigentlich nicht auch an die Möglichkeit von Zeitreisen oder an den Weihnachtsmann? In diesem Falle rate er dringend, seine Schaltkreise überprüfen zu lassen, bevor es für eine Generalreparatur zu spät sei! (Dieser Android wurde später wegen seiner schlechten Umgangsformen aus dem Bibliotheksdienst entlassen und ist heute im Timothy-Traveller-Museum zu besichtigen.)

Und tatsächlich: Auf der Titelseite stand einfach „H. G. Wells: ‚Die Zeitmaschine'". Aber Tim wußte doch, daß dort noch „Band II" stehen mußte. *Mußte!*

19. In „The Hoane Peoples Telegraph"

war bald darauf folgendes Inserat zu finden:

> *Suche* H. G. Wells: „Die Zeitmaschine" I/II. Zahle Liebhaberpreise. Ernstgem. Zuschr. an T. E. Traveller, Laurentin's Hospital.

Das Ergebnis war gleich Null.

20. „Die Zeitmaschine"

war seit eh und je ein einbändiges Werk. Tim Travellers Nervenzusammenbruch hatte jedoch keine ernsten Nachwirkungen. Das Inserat blieb erfolglos; so mußte Timothy seine Aufzeichnungen nach dem Gedächtnis sowie nach dem Muster der selbstgebauten Zeitmaschine machen. Nach der erfolgreichen Demonstration seiner Zeitmaschine vor einigen angesehenen Wissenschaftlern wurde er dann auch wieder aus Laurentin's Hospital entlassen.

21. Vermutungen

kompetenter Leute, denen Timothy sich anvertraute, gehen dahin, daß Wells den Band mit den technischen Erläuterungen infolge des Disputs mit Tim selbst verwarf und nicht erst schrieb oder wenigstens nicht veröffentlichte. So sagten es die Fachleute, aber vielleicht erklärten sie es Tim nur, weil sie ihn beruhigen wollten und ihn in Wahrheit doch für ein wenig verrückt hielten.[3]

Die dreizehnte Expedition in die Vergangenheit

oder Der Charakter der Urmenschen

1. Die Zeitmaschine

war die größte, die je gebaut worden war. Innen sah sie aus wie der Warteraum eines kleinen Weltraumhafens, wie man ihn auf vielen Monden der großen Planeten findet. Drei Viertel ihres Inneren waren jedoch mit Ausrüstungsgegenständen vollgestopft. Bekanntlich ist der Aufwand an Apparaturen und Maschinen um so größer, je niedriger das technische Niveau des Zeitalters ist, in das die Expedition aufbricht. In relativ hochentwickelten Epochen können sich die Zeitreisenden teilweise der vorhandenen Technik bedienen, in frühere Zeitalter muß man eben alles, was man braucht oder sich einbildet zu brauchen, mitschleppen.

2. Die Ausrüstung

hätten die Expeditionsteilnehmer allerdings kaum selbst „schleppen“ können, denn sie wog mehrere Tonnen. Alles war vorhanden — vom Universalfahrzeug „Mammut“ und vom tragbaren Universalcomputer „Schädel“ bis zum Universalreparaturgerät „Schädelbrecher“ und zur Universalstopfnadel. Die seltsamen Bezeichnungen waren wegen der Form dieser Geräte gewählt worden. Das „Mammut“ war mit einem Raumbildprojektor ausgestattet, der ihm das Aussehen eben eines Mammuts verlieh. Der Computer war in einen imitierten Kultgegenstand eingebaut, der einen bemalten Schädel darstellte, und das Reparaturgerät glich äußerlich einer großen Holzkeule. Die Universalstopfnadel war als Stopfnadel getarnt.

Aber wozu diese Tarnung? Natürlich wegen der Instruktionen für Reisen in die Vergangenheit!

3. Die Instruktionen

waren so ziemlich das Wichtigste, was ein Zeitreisender wissen mußte. Sie waren von einer außerordentlichen Kommission der Abteilung „Vergangenheit“ des Zentralinstituts für Zeitreisen[4] ausgearbeitet worden. (Es gab damals im ZIZ außerdem eine Abteilung „Zukunft“, deren Mitarbeiter ein- bis zweimal jährlich Arbeiten veröffentlichten, in denen sie jedesmal bewiesen, daß Zeitreisen in die Zukunft theoretisch

völlig unmöglich sind.[5])

Der Zeitreisende konnte auf seinem Gebiet eine noch so große Kapazität sein, und er konnte die Zeitreise für seine Forschungen noch so dringend brauchen, wenn er die Instruktionen nicht bis ins kleinste Detail kannte, mußte er die Hoffnung auf Teilnahme an einer Expedition — sagen wir, in die Blütezeit des Römischen Reiches — vorerst begraben. Ihm blieb dann nur die Hoffnung, auf die baldige Einrichtung eines Reisebüros für Zeitreisen zu warten — und da konnte er lange warten!

Die Instruktionen also waren das A und O, lang und voller Imperative; darin stand, was alles unerwünscht, verboten oder streng verboten war, wie zum Beispiel: Kontakte mit den Einheimischen sind auf das zur Durchführung der Arbeiten unbedingt notwendige Maß zu beschränken! Direkte Begegnungen sind strikt zu vermeiden!

Die Zeitreisenden haben sich an das zu untersuchende Zeitalter weitgehend anzupassen!

Die mitgeführte Technik ist nur im äußersten Notfall einzusetzen! Jede Mystifikation ist zu unterlassen! Es ist nicht statthaft, sich als Gott, Dämon, Magier, Gespenst und dgl. auszugeben!

Fig. 2

Die Zeitmaschine ist sorgfältig zu behandeln! Sie muß mindestens

einmal wöchentlich vom begleitenden Temporalisten überprüft werden!

Keine Veränderung der Vergangenheit!

Keine Veränderung in der Vergangenheit zuzulassen — das war das Kernstück der Instruktionen; deshalb waren sie eigentlich auch aufgestellt worden, nachdem die dritte Zeitreise beinahe zu einer Katastrophe geführt hätte, weil der Erfinder der Zeitmaschine Timothy Traveller in unzulässiger Weise die Vergangenheit beeinflußt hatte.

4. Die Expeditionsteilnehmer

saßen nun, glücklich, daß die strenge Prüfungskommission ihnen ausreichende Kenntnisse der Instruktionen bescheinigt hatte, auf oder zwischen den Ausrüstungsgegenständen.

Wenn man ein Universalfahrzeug als Mammut tarnt, kann die Reise natürlich nur in die Steinzeit gehen, und deshalb waren auch alle entsprechend hergerichtet. Sie trugen synthetische Kleidung, die ungegerbten Tierhäuten täuschend ähnlich sah, das Haar war sorgfältig verfilzt und mittels chemischer Präparate auf die nötige Länge gebracht worden, und auf die Haut war eine dicke Schicht biologisch hochwirksamer Creme aufgetragen, die gegen Infektionen schützte, Insekten fernhielt und außerdem von natürlichem, unverfälschtem Schmutz nicht zu unterscheiden war. Mit einer den Steinzeitnormen entsprechenden Körperbehaarung war allerdings nur Dr. Mayer einverstanden gewesen, alle anderen hatten sich entschieden geweigert, sich ein eigenes Fell wachsen zu lassen.

5. Dr. Mayer

war der Expeditionsarzt. Er war klein, dünn und quicklebendig, und das dichte Fell stand ihm gar nicht so schlecht.

Außer seinem eigenen Fell trug er ein weites, formloses Kleidungsstück, es war im Schnitt ein Mittelding zwischen einer römischen Toga und einer Lederhose. Dr. Mayer kannte sich in sämtlichen Zweigen der Medizin aus und hatte nur zwei Fehler: Er war technisch völlig unbegabt und kam mit den einfachsten Geräten nicht zurecht, und er legte keinen besonderen Wert auf Umgangsformen. Neben seiner Tätigkeit als Arzt arbeitete er in der Forschungsgruppe als Anthropologe.

6. Die Forschungsgruppe

der Expedition bestand aus vier Personen: Dr. Mayer, einem Historiker, einem Ethnographen und einem Kontaktspezialisten. Der Historiker hieß

Radsch Singh. Er war fest davon überzeugt, daß eigentlich statt des Ethnographen ein weiterer Historiker auf die Expeditionsliste gehört hätte. Der Völkerkundler Thomas McFleod war dagegen der Ansicht, daß die Expedition mindestens zwei Ethnographen benötigen würde und auf den Historiker durchaus verzichten könnte.

Unberührt von diesem Streit der beiden blieb der Kontaktspezialist. Pieter van Daagen wußte wahrscheinlich selbst nicht genau, worin seine Aufgabe bei der Expedition bestand, denn Kontaktspezialisten erhielten keine besondere Ausbildung. Sein Spezialgebiet war, unspezialisiert zu sein. Eigentlich war er für die Kontakte zu den Einheimischen verantwortlich, die jedoch von der Instruktion praktisch verboten wurden.

7. Die technische Gruppe

war identisch mit dem Leitenden Temporalisten Dr. temp. Jean Satikoff, den alle einfach Temp nannten und der die Zeitmaschine bediente.

8. Die Temporalistik

war die Wissenschaft von der Zeit und von den Zeitreisen, doch konnte man sie trotz einer gewissen Verwandtschaft mit der Physik damals noch nicht als exakte Wissenschaft bezeichnen. Der Zufall hatte bei der Erfindung der Zeitmaschine eine große Rolle gespielt, denn Timothy Traveller hatte sich größtenteils auf seine Intuition verlassen, und das mit Erfolg. Der Stand der Temporalistik war nach T. Travellers Tode also folgender: Man verfügte über ein paar allgemeine Kenntnisse vom Wesen der Zeit, kannte ein paar typische Effekte und konnte Zeitmaschinen bauen, aber selbst die bedeutendsten Fachleute konnten nicht genau erklären, wie und warum so eine Zeitmaschine eigentlich funktionierte.

9. Die Effekte,

die bei den Zeitreisen auftreten, bildeten deshalb eine wesentliche Grundlage der Temporalistik. Seit der dritten Zeitreise ist der Traveller-Samarow-Effekt bekannt, der wichtigste aller Effekte: Es ist theoretisch *und praktisch* möglich, die Vergangenheit zu verändern! Von dem Zeitpunkt ab, zu dem der Eingriff in die Vergangenheit geschieht, kann der Ablauf der Geschichte ganz anders sein als der, den der Zeitreisende kennt. Der Zeitreisende, der die Vergangenheit verändert, könnte dadurch seine Welt vernichten; er würde nach der Rückkehr in seine eigene Zeit völlig veränderte Verhältnisse antreffen.

Das einzige, was unverändert bliebe, wäre die Tatsache, daß irgendein Zeitreisender irgendwann mit irgendeiner Zeitmaschine in die Vergangenheit gereist ist, so daß sich der Kreis schließt.

Dennoch wußte man, daß Zeitreisen möglich sind, ohne die Vergangenheit merklich zu verändern, doch nur, wenn die Einwirkung auf die Vergangenheit dabei so klein bleibt, daß sie unterhalb des temporalen Wirkungsquantums liegt. Jede größere Einwirkung hätte zu einer unüberschaubaren, mehr oder minder weitreichenden Veränderung aller folgenden Ereignisse geführt und war deshalb strengstens verboten.

Diese Effekte waren damals aber noch ungenügend erforscht, und ihre Beschreibung stützte sich ausschließlich auf die Erfahrung.

10. Die Theorie

der Temporalistik dagegen konnte nur ihre inneren Widersprüche zeigen, diese aber nicht beseitigen. So gab es eine Anzahl Paradoxa, die noch nicht zu erklären waren, zum Beispiel das „Unsterblichkeits-Paradoxon“. Es war nämlich beobachtet worden, daß die Teilnehmer einer Zeitexpedition, solange sie in der Vergangenheit weilten, fast nicht alterten. Man versuchte das so zu erklären, daß der Zeitreisende logischerweise nicht sterben könne, bevor er überhaupt geboren worden sei, und deshalb bis zu seinem „Abreise“-Zeitpunkt quasi unsterblich sei. Diese Erklärung wurde jedoch allgemein als unwissenschaftlich abgelehnt. Auch hatte es noch niemand auf einen Versuch ankommen lassen, zumal ein längerer Aufenthalt in der Vergangenheit ohnehin von der Instruktion verboten wurde.

11. Die Zeitreise

hatte begonnen. Die Teilnehmer an der dreizehnten Expedition in die Vergangenheit hockten also, die Instruktion im Kopf und Steinbeilimitationen in den Händen, auf oder zwischen den Ausrüstungsgegenständen.

Links neben dem Kontaktspezialisten saß Dr. Radsch Singh und hielt ihm einen Vortrag über die Bedeutung von Zeitreisen für die Erforschung der Charaktereigenschaften des Menschen, insbesondere des Steinzeitmenschen, denn dies war der Zweck der dreizehnten Expedition.

Rechts neben ihm saß Dr. McFleod und hielt dem Kontaktspezialisten einen Vortrag zum Thema „Die Zeitreise als Arbeitsmittel der Ethnographie, erläutert am Beispiel der vergleichenden Betrachtung des

Charakters des Steinzeitmenschen“.

Hinter ihm saß Dr. Mayer, der sich das Fell kämmte und, als er damit fertig war, dem Kontaktspezialisten die Bedeutung der Anthropologie für die Aufklärung der Charaktereigenschaften des Steinzeitmenschen darzulegen begann.

Der Kontaktspezialist teilte seine Aufmerksamkeit zu gleichen Teilen auf die Ausführungen der drei Wissenschaftler auf, mit dem Ergebnis, daß er auch weiterhin unspezialisiert blieb, wozu er ja auch verpflichtet war.

So waren alle beschäftigt und schenkten dem emsigen Hantieren des Temporalisten keine Aufmerksamkeit. Als dann der Kontaktspezialist über die historischen, ethnographischen und anthropologischen Aspekte des Steinzeitmenschen im allgemeinen und dessen diffizilen Charakter im besonderen umfassend informiert war, sagte der Leitende Temporalist laut und unüberhörbar:

„Meine Herren, wir sind am Ziel. Treffen Sie bitte die nötigen Vorbereitungen. Die Zeit beträgt drei Komma sieben vier acht neun mal zehn hoch vierundzwanzig Zeitquanten vor der Zeitenwende“, und er fügte erläuternd hinzu: „Steinzeit. Vormittags.“

12. Der Ausstieg

konnte beginnen. Todesmutig öffnete Dr. Mayer eine Luke, hinter der er die Außenwelt vermutete. Eisige Kälte strömte ihm entgegen, so daß er zähneklappernd rief: „Sssttteinzzzeittt? Eissszzzeittt!“ Er wandte sich um und sah gerade Temp in einer hellen Öffnung verschwinden, deren Form und Tiefe er infolge der Blendung nicht erkennen konnte. Hastig schloß er den Kühlschrank und stürzte an die Öffnung, die ihm nunmehr eine freundliche Sommerlandschaft präsentierte.

In einiger Entfernung rekelten sich bereits die anderen Expeditionsmitglieder. Als letzter verließ er stolpernd die Maschine.

13. Das Wetter

war einfach herrlich. Heutzutage kommt solches Wetter nicht einmal mehr im Wetterbericht vor.

14. Der Kontaktspezialist

hatte bereits die als Aasgeier getarnte fliegende Kamera gestartet und betrachtete gespannt die Landschaft aus der Vogelperspektive, indem er den Empfänger mit dem Raumbildprojektor koppelte, der eigentlich zum „Mammut“ gehörte. „Was denn, was soll mir das denn!“ rief er aus. „Ein

Homo sapiens fossilis führt unzeitgemäße Bewegungen aus!“

„In der Tat, ein völlig unzeitgemäßer Anachronismus, der noch dazu unpassend ist“, erwiderte Dr. Mayer, um den Fall restlos zu klären.

Der Kontaktspezialist teilte den Gefährten seine Beobachtungen mit. „Dort läuft einer mit einem Rock aus Stroh durch die Gegend. Er streut sich fortwährend Asche aufs Haupt und wirft sich dazu immer der Länge nach zu Boden. In einem anderen Zeitalter würde ich vermuten, er gedenke eine Dienstleistung in Anspruch zu nehmen. Aber wozu sollte er sich schon in der Steinzeit so demütig gebärden? Unerklärlich.“

„Vielleicht berücksichtigt er prophylaktisch die Wartezeiten?“ gab Dr. Mayer zu bedenken.

„Aber nein“, sagte Temp, „der Mann nähert sich systematisch unter Ausnutzung der Fallgesetze einem mit Tierschädel bestückten Baum. Das ist Jagdzauber. Er will nur die Geister gnädig stimmen . . .“

15. Der Mann im Strohrock

kniete nieder und begann, mit einem Stab und einem Holzbrettchen Feuer zu entzünden. Erschrocken sahen alle Expeditionsteilnehmer, wie der Rock zu brennen begann. Der scheinbar in Ekstase geratene Mann tanzte um den Baum herum und kümmerte sich, wie die Wissenschaftler meinten, überhaupt nicht um seine brennende Kleidung. Dabei stieß er markerschütternde Schreie aus.

Als das Strohfeuer erloschen war, trat er an den Baum, kniete wieder nieder und schien in Meditation versunken. In Wirklichkeit untersuchte er ein paar Fallen, die um den Baum standen. Als er sich aufrichtete, hielt er zwei nicht genau erkennbare Tiere in den Händen. Er schnitt ihnen die Köpfe ab und spießte diese an die Äste des Baumes. Die „Opfergaben“ waren Köder.

„Er wahrt die Form und verbindet das Mystische mit dem Nützlichen“, sagte der Kontaktspezialist befriedigt.

16. Die Begegnung

mit den Urmenschen war entsprechend der Instruktion verlaufen, nämlich ohne Kontakte, allerdings auch ohne Forschungsergebnisse.

„Wenn das so weitergeht . . .“ Dr. Mayer seufzte. „Wie realisieren wir eigentlich Punkt fünf der Instruktionen, der eine wöchentliche Überprüfung der Zeitmaschine vorsieht? Während der Zeitreise, meine ich. Angenommen, wir legen eine Temporalstrecke von einer Million Jahren zurück — aber wieso zurück, wenn wir sie zurückgelegt haben, liegen sie doch vor uns, oder behauptet jemand, daß ein kommendes

Zeitalter hinter uns liegt? — Jedenfalls hat eine Million Jahre rund zweiundfünfzig Millionen Wochen.“

Der Historiker erwiderte: „Trotz des nicht zu verantwortenden Fehlens eines zweiten Historikers gedenke ich das Problem allein zu lösen, was jedoch nicht heißen soll, daß ein Historiker ausreichend ist, zumal die Stelle des unbeschäftigten Ethnographen ohnehin frei würde, wenn die Verantwortlichen etwas mehr nachdächten.“ Er atmete auf, überzeugt, daß selbst ein Ethnograph mit Spezialausbildung in Linguistik und Rhetorik den Satz nicht schöner hätte sagen können. „Doktor Mayer kommt auf zweiundfünfzig mal eine Million Wochen; theoretisch richtig, jedoch, seit wann existiert die Woche in der Praxis? Nicht länger als etwa viertausend Jahre. Das sind rund zweihundertzwölftausend Wochen. Um dieses Intervall zu durcheilen, brauchen wir jedoch nicht einmal eine halbe Woche. In der ferneren Vergangenheit gibt es keine Wochen, folglich auch keine Überprüfungen.“

Dr. Mayer erwiderte: „Sie sind wohl für die Einhaltung der Instruktionen verantwortlich?“

Der Kontaktspezialist, verantwortlich für Punkt fünf, hatte mit Befriedigung zugehört. Überprüfungen ließen sich umgehen. Kontakte waren zu vermeiden, die Ausrüstung ließ sich nicht weiter vervollständigen; kurzum: Die Sicherheit war durch nichts gefährdet.

17. Der erste Erkundungsausflug

verlief zunächst ereignislos. Dann jedoch wäre es fast zu Kontakten gekommen. Schuld hatte Dr. Mayer. Er war am baldigen Erfolg der Expedition interessiert. Seine Meinung drückte er mit folgenden Worten aus: „Nur einmal habe ich eine derartige gastronomische Betreuung kennengelernt, wie sie hier zu finden ist, nämlich als mich eine Zeitreise zum Anfang der siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts in ein mitteleuropäisches Städtchen führte. Sehen Sie, daran mußte ich denken, als ich vorhin einen dieser Höhlenmenschen ein Stück Fleisch aus dem Sande klauben sah. Ich fürchte den Tag, an dem unsere Vorräte verbraucht sind. Wir müssen so schnell wie möglich den Charakter der Urmenschen erforschen.“

18. Radsch Singh

hatte das Klagelied mit angehört und erwiderte grinsend: „Aber, aber, Sie haben wohl noch nie eine so lange Dienstreise gemacht?“

„Nein.“

„Dann halten Sie sich an uns und unsere Erfahrungen. Wir . . .“

„Ihre Erfahrungen sind einen Dreck weit, Sie . . .“

„Regen Sie sich nicht auf! Ein Greenhorn wie Sie sollte . . .“

„Ihre Erfahrungen haben Sie wohl auch auf einer Zeitreise gesammelt? Wie?!“

„Ganz recht; so etwas fehlt Ihnen, glauben Sie mir!“

Das Streitgespräch nahm an Lautstärke zu. Die anderen Expeditionsteilnehmer zogen sich taktvoll ins Waldesinnere zurück; man sah zuweilen noch ihre Felle tiefbraun durch das Blattgrün schimmern.

Radsch Singh machte gerade seinem Groll gegenüber Dr. Mayer Luft: „Mir scheint, Sie halten es mit dem Ethnographen; der ist ohnehin überflüssig. Besser wäre ein zweiter Historiker.“

„Ihre Arroganz schockiert mich.“

„Mich nicht. Überall schießen Kollektive wie Pilze aus dem Boden, aber der Charakter des Steinzeitmenschen wird von einem einzelnen Historiker untersucht. Pfui!“

„Sie überschätzen Ihre Rolle!“ rief der Doktor zornig.

19. Am Waldesrand,

dem sie bisher gefolgt waren, sah er jetzt wieder die tiefbraunen Felle durch die Blätter schimmern. Beruhigt wandte er sich dem Historiker zu, der indessen zitternd ein Fernglas in den Händen hielt. Er hatte die Felle als echt erkannt und teilte dies sofort dem Arzt mit. Der Streit war vergessen; beide rannten um ihr Leben oder wenigstens, um den Instruktionen Genüge zu tun. Sie wurden nicht verfolgt. Die Urmenschen waren offenbar nur neugierig gewesen und hatten den Streit mit Interesse verfolgt.

So endete der erste Versuch der Steinzeitmenschen, den Charakter der Neumenschen zu erforschen.

20. Die Gefährten

aber waren aus dem Blickfeld der beiden verschwunden. Wo waren sie geblieben?

Das fragten sich zumindest Dr. Mayer und Radsch Singh; uns ist es natürlich gleichgültig, denn eine Begegnung mit Urmenschen ist viel interessanter als eine mit Kollegen.

Dr. Mayer hätte sehr gern erfahren, ob sie sich dem Ziel der Expedition weiter genähert hatten als er und der Historiker. Nach der überstürzten Flucht äußerte er unverhohlen den Wunsch, die Steinzeit möglichst bald zu verlassen. Diesem Drang folgend, hatte er den Weg zum „Mammut“ und zur Zeitmaschine eingeschlagen und jetzt nur noch

ein Dickicht zu durchqueren, bis zu welchem Radsch Singh ihm gelassen gefolgt war.

Da ertönte ein Prasseln und Knacken aus dem Unterholz, vermischt mit Grunzen und Quieken. Dazwischen fluchte McFleod, der Ethnograph. Aus alledem schloß Radsch Singh mit Vergnügen, daß sein Widersacher vom Baum gefallen war.

Dr. Mayer kehrte vom Waldrand zurück, wohin er geflohen war, und hielt sich mißtrauisch hinter dem Historiker. Aus dem Gehölz kroch der Ethnograph, trat der Kontaktspezialist und sprang Dr. temp. Jean Satikoff.

21. Eine Gelegenheit

für den Historiker schien gekommen:

„Verehrte Kollegen! Ich bin gekränkt. Während ich im Schweiße meines Angesichts“ — er wischte sich mit dem Taschentuch etwas Vogeldreck von der Stirn — „. . . im Schweiße meiner Persönlichkeit meiner wissenschaftlichen Arbeit nachgehe, die sowohl die Historische Ethnographie als auch die Ethnographische Historie beinhaltet . . ., äh . . .“

„Für die ausschließlich ich kompetent bin!“ warf McFleod ein, so daß Radsch Singh vollends den Faden verlor und verbissen schwieg.

Mittlerweile hatten die anderen das Gehölz umgangen und, die Streithähne in ihrer Mitte, die Zeitmaschine erreicht. Dr. Mayer war vorausgelaufen.

Die Lust zum Streiten sollte allen vergehen. Ein Heulen drang aus der Zeitmaschine.

22. Die Rettung

der Urmenschen vor der Erforschung ihres Charakters war vollbracht. In letzter Minute waren die Zeitreisenden eingestiegen. Dann startete die Zeitmaschine, denn der Expeditionsarzt und Anthropologe hatte das Universalfahrzeug „Mammut“ in Gang setzen wollen und natürlich den falschen Hebel erwischt.

Die Luke blieb offen. Die Insassen der Zeitmaschine erlebten zweiunddreißig Erdbeben in drei Sekunden, eine Sintflut, zwei Eiszeiten, eine Mammutjagd, eine Seeschlacht der Punischen Kriege und andere Kleinigkeiten. Alles raste vorbei, keiner wagte sich an die Luke. Dr. Mayer hielt sich bebend am Katastrophenbeschleuniger[6] fest und zog ihn immer mehr zu sich heran. Längst war das Zählwerk zum Teufel und endlich auch die Zeitmaschine . . .

Das Ende der Dreizehnten Zeitexpedition

oder Wie man Mystifikationen vermeidet

1. Das Schreckliche

war geschehen. Die Zeitmaschine stand unverrückbar im räumlichen wie im temporalen Sinne — jedoch zum Glück auf festem Boden! — und war offensichtlich außerstande, sich auch nur eine einzige Sekunde in jenes heimatliche Zeitalter der Expeditionsteilnehmer zu bewegen, welches für sie normalerweise die Gegenwart, nun aber die Zukunft war, während es für uns ja schon Vergangenheit ist. Das Zählwerk des Tempometers hatten die Zeitreisenden etwa bei der Anzeige 1000 bersten sehen. Temp schätzte ab, daß bis zum Versagen der Zeitmaschine wohl noch 400 Jahre vergangen sein mochten — außen, versteht sich, denn für die Insassen der Maschine war es nur ein Augenblick. Demnach konnte man mit dem Jahr 1400 und schönstem Mittelalter rechnen, vorausgesetzt, man befand sich in Europa oder dessen Umgebung. Das war noch festzustellen; aber Kontakte waren selbstverständlich verboten.

2. Die Zeitreisenden

erholten sich nur allmählich von dem Schock. Als sie sich dank Temps Abschätzung über ihre temporale Lage einigermaßen im klaren waren, vermochten sie mit vereinten Anstrengungen Dr. Mayer von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Hebel des Katastrophenbeschleunigers loszulassen, den dieser noch immer umklammert hielt. Nachdem das vollbracht war, machte der Leitende Temporalist den Vorschlag, wenigstens die Zeitmaschine von außen zu besichtigen, damit man sich Aufschluß über die räumlichen Koordinaten und die Schäden der Zeitmaschine verschaffen und letztere, wenn möglich, reparieren könne. Der Vorschlag kam zur Abstimmung und wurde mit den Stimmen von Dr. Mayer und Temp bei drei Stimmenthaltungen angenommen. Nachdem eine „Sonderkommission für den Ausstieg“ gebildet worden war, stand der Durchführung des riskanten Unternehmens nichts mehr im Wege.

3. Ein Freiwilliger

wurde gesucht und in der Person des Sekretärs der „Sonderkommission für den Ausstieg“ alsbald auch gefunden, während sich Temp, der Vorsitzende dieser Kommission, zum Entsatz bereithielt.

Dr. Mayer fühlte sich seinem Zeitalter schon etwas näher und daher bedeutend wohler, so daß er als erster die Zeitmaschine zu verlassen wagte. Er schlug die Warnung vor Raubrittern, Hexen, Drachen, Gespenstern und blutigen Sarazenen in den Wind und öffnete die Luke.

Draußen flohen einige Gestalten mit bräunlichen Fellen in das Unterholz. Dr. Mayer bemerkte die Ähnlichkeit mit seinem eigenen Fell, also auch mit den Urmenschen und wollte sich schon wieder ins Innere der Zeitmaschine zurückziehen. Aber Dr. McFleod, der sich (in seiner Eigenschaft als Revisor der „Sonderkommission für den Ausstieg“) dicht hinter Dr. Mayer gehalten hatte, identifizierte die braunen Gestalten als Affen.

4. Der tropische Regenwald

dampfte in der Vormittagssonne, obwohl die Zeitreisenden natürlich noch nicht wissen konnten, daß es Vormittag war; doch es genügt schließlich, wenn wir es wissen. Einzelne Moskitos, die nach einer fetten Nacht zu träge geworden waren, um rechtzeitig Schutz vor der sengenden Sonne zu suchen, surrten erleichtert in das schattige Dunkel der Luke, vorbei an Dr. Mayers Kopf. Nicht minder erleichtert schlugen die Expeditionsteilnehmer die entgegengesetzte Richtung ein und verließen die Maschine, die auf einer mit hohem Gras und Buschwerk bewachsenen Lichtung im tropischen Regenwald stand, welcher, wie wir wissen, damit beschäftigt war, in der Vormittagssonne zu dampfen.

5. Das Universalfahrzeug

wurde jetzt gebraucht. Also tat der Kontaktspezialist das, was Dr. Mayer viele tausend Jahre vorher, nämlich noch in der Steinzeit, auch schon versucht hatte. Er öffnete die Ladeluke, und bald stand das Universalfahrzeug vor der Zeitmaschine. Zwar hatte es noch immer das nunmehr recht deplacierte Ausehen eines Mammuts, doch das kümmerte die Männer in dieser Situation wenig. Im „Mammut“ befanden sich einige Werkzeuge, die zur Reparatur der Zeitmaschine voraussichtlich gebraucht wurden, und das war entscheidend.

Die Zeitreisenden machten sich also daran, ihre Maschine zu untersuchen. Dr. Mayer erhielt den Auftrag, ein vierblättriges Kleeblatt zu suchen, da er bei der Reparatur ohnehin nur gestört hätte. Unglücklicherweise hatte niemand den Antrieb der Zeitmaschine ausgeschaltet; er stand still, aber nur infolge des Schadens.

6. Der Defekt

war schnell gefunden. Der Kontaktspezialist Pieter van Daagen vermutete richtig, daß mit der Kristallsäule etwas nicht in Ordnung sei, und Dr. temp. Jean Satikoff fand diese Vermutung bestätigt. Das Herz der Zeitmaschine, eben die Kristallsäule, die die Schwingungen des vom Zeittransformator erzeugten Temporalfeldes mit denen des äußeren Feldes synchronisierte, war aus der Halterung gesprungen und hatte sich verklemmt.

7. Die Reparatur

nahm wenig Zeit in Anspruch. Die Kristallsäule lief in vertikaler Richtung durch die Zeitmaschine und ragte oben etwa einen halben Meter heraus, um eine optimale Influenz des äußeren Temporalfeldes zu gewährleisten. An dieser Stelle waren an ihr zu Montagezwecken mehrere große Ösen angebracht.

Während Dr. Mayer in der Umgebung der Maschine das verlangte vierblättrige Kleeblatt suchte, kletterte Temp auf die Maschine und verknotete in einer jener Ösen ein Seil, das über ein Dreibein oberhalb der Kristallsäule lief. Dann stieg er wieder von der Zeitmaschine herunter, befestigte das andere Ende des Seils am Universalfahrzeug, stieg ein und fuhr mit dem „Mammut“ vorsichtig an, so daß die Kristallsäule langsam nach oben und vollends aus der Halterung gezogen wurde. Sie ließ sich jetzt wieder frei bewegen.

Nun fuhr Temp wieder langsam zurück, die Kristallsäule senkte sich und wurde dabei vom Historiker, vom Ethnographen und vom Kontaktspezialisten mit Hilfe langer Baumäste in die nötige Lage dirigiert. Endlich klinkte die Säule wieder in der richtigen Position ein.

8. Die Zeitmaschine

begann zu vibrieren. Etwa eine halbe Minute lang schrieben die vier Zeitreisenden — der fünfte, Dr. Mayer, suchte noch immer sein Kleeblatt — diese Vibration der Erschütterung beim Einrasten der Kristallsäule zu. Es war jedoch die kurzzeitige Überbelastung des Antriebs durch den Anstieg von Null auf Maximum während des Einklinkens. Fast augenblicklich hielten die Zeitreisenden nur noch Stümpfe der Äste in der Hand, die an der Grenze des temporalen Kraftfeldes abgetrennt worden waren. Von der Zeitmaschine war keine Spur mehr vorhanden. Sie hatte die Rückreise allein fortgesetzt und würde erst am Tage des Starts anhalten, da sie die Rückreiseenergie aus der temporalen Spannung zwischen Ausgangspunkt und gegenwärtigem Aufenthaltszeitpunkt bezog.

„Nein“, sagte Dr. Mayer in diesem Augenblick, „es ist völlig unmöglich, hier ein vierblättriges Kleeblatt zu finden; hier gibt es ja nicht einmal dreiblättrige. Aber warum sagen Sie nichts? Was ist ge . . . *Wo ist die Zeitmaschine?*“

Dann hatte auch er die Situation erfaßt.

9. Einsam und verlassen

standen die Zeitreisenden um das Universalfahrzeug herum, das ihnen zum Glück geblieben war.

Der Leitende Temporalist schaute noch immer mit starrem Blick auf die Stelle, wo seine Zeitmaschine verschwunden war, die er selbst mit konstruiert und gebaut hatte, und konnte es nicht fassen, daß ihn sein temporalmechanischer Liebling so schmählich im Stich lassen konnte.

Der Historiker und der Ethnograph lagen einander in den Armen, stützten sich gegenseitig und weinten bitterlich. Das Verschwinden der Maschine hatte ihren Lebensmut fast gebrochen und sie den irdischen Dingen entrückt. Sie hatten ihren ewigen Streit vergessen und baten einander flehentlich um Verzeihung.

Der Kontaktspezialist kaute verbissen auf einer Pflanze herum, die er als giftig kannte, und hoffte auf schnelle Erlösung von den Qualen, die er auf sich zukommen sah, und von den verhaßten Instruktionen. Er hielt jede Rettung für ausgeschlossen und bot auch den Gefährten in großzügiger Weise einige giftige Blätter an.

10. Dr. Mayer

jedoch bewahrte die Ruhe sowie einen klaren Kopf und hielt folgende Ansprache:

„Verehrte Kollegen, liebe Freunde, werte Gäste!

Wir brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben. Keiner wird sterben, bevor er geboren wird. Wir werden die paar Jahrhunderte schon überstehen und unsere Zeit wiederfinden, wenn wir nur nicht die Vergangenheit verändern. Der Kollege van Daagen sucht den Tod durch eine Giftpflanze, doch bevor das Gift wirkt, löst es Übelkeit und Erbrechen aus. Sehen Sie, der Ärmste krümmt sich bereits. Na also, schon weilt die Pflanze wieder unter uns. Der Kollege Kontaktspezialist wird die Vergiftung natürlich überstehen, denn solange wir in der Vergangenheit weilen, sind Selbstmordversuche von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wir sind jetzt materielle Gespenster; wir sind unsterblich und gehen um, bis daß die Zeit uns erlöst.“

11. Dr. temp. Jean Satikoff

war inzwischen aus seiner Erstarrung erwacht und bestätigte Dr. Mayers Behauptung.

„Doktor Mayer hat recht“, sagte er. „Wir alle sind zeitweilig unsterblich, vermutlich bis zum Zeitpunkt unserer Abreise — das kommt in der Theorie nicht ganz klar zum Ausdruck —, zumindest aber bis zum Tag unserer Geburt. Das ist das sogenannte Unsterblichkeitsparadoxon und nachgerade ein Grundpfeiler der Temporalistik. Logischerweise kann niemand sterben, wenn er noch gar nicht geboren ist. Es ist theoretisch bewiesen, daß dies unmöglich ist und demzufolge nicht geschehen kann, folglich auch nicht geschehen wird.“

„Wieso ist das bewiesen?“ fragten der Historiker und der Ethnograph gleichzeitig.

„Nun, wenn etwas bestimmt nicht geschehen wird, wie ich gerade dargelegt habe, dann ist es doch wohl unmöglich, nicht wahr?“

„Das leuchtet ein“, stellte Dr. Mayer kategorisch fest.

„Wir müssen nur darauf achten, die Vergangenheit nicht zu verändern“, fuhr Temp fort, „sonst finden wir unsere eigene Zeit nicht wieder, weil alles anders ist. — Aber das ist Aufgabe des Kontaktspezialisten.“

12. Der Kontaktspezialist

lebte immer noch, wie Dr. Mayer und Temp es vorausgesagt hatten, obwohl er momentan nicht viel Freude am Leben zu haben schien. Ächzend und seufzend sagte er: „Verdammt, wir müssen unauffällig dahinleben — oh, mein Bauch! —, wir müssen weg hier, Kontakte sind verboten. Wir sollten uns aufs Meer begeben, fern der Küste auf dem Atlantik kreuzen, wo noch kein Mensch hinkommt. 0 weh, mein Bauch . . .“

Alle waren einverstanden oder wenigstens unfähig zu protestieren. Sie stiegen daher in das Universalfahrzeug, das sich bald darauf durch den Dschungel zur Küste wühlte.

13. Auf dem Meer

unternahm es der Kontaktspezialist, den Raumbildprojektor, der die ganze Zeit über das Bild eines Mammuts projiziert hatte, umzuprogrammieren, und gab dem Universalfahrzeug das Aussehen eines Schiffes. Die Einschätzung des Leitenden Temporalisten über das Zeitalter, in das man geraten war, wurde jedoch von Dr. Singh und von

Dr. McFleod angezweifelt, deshalb konnte man sich nicht auf einen Schiffstyp einigen, und das projizierte Schiff war halb Hansekogge, halb phönizischer Zweiruderer. Der Bug schien von einem Drachenboot der Wikinger zu stammen.

Sehr bald hatte man sich auf dem nunmehr schwankenden, kleinen, aber unsinkbaren Fahrzeug wohnlich eingerichtet. Die Zeitreisenden verließen die Küste Afrikas und begaben sich zu den Säulen des Herkules.

14. Westlich von Gibraltar

begann auf dem Atlantik ein grauer Seefahreralltag. Der Historiker und der Ethnograph wurden von der Seekrankheit befallen, von der sie sich nie wieder vollends erholten. Sie trugen ihr Martyrium mit Würde, soweit ein seekranker Mensch überhaupt würdevoll sein kann. Ihre ehemalige Rivalität hatten sie völlig vergessen, ja, sie verfielen sogar in das andere Extrem: Radsch Singh beteuerte, wie gern er an seiner Stelle einen zweiten Ethnographen sehen würde, und Thomas McFleod bereute aufrichtig, daß er seinen Platz nicht an einen zweiten Historiker abgetreten hatte. So mußten sie denn gemeinsam leiden und wünschten nichts sehnlicher, als wieder in ihrem eigenen Zeitalter zu sein, aber von der Erfüllung dieses Wunsches trennten sie noch viele Jahrhunderte, von denen ihnen jede einzelne Woche endlos vorkam.

Auch die drei anderen Zeitreisenden fanden keinen rechten Gefallen an der Unsterblichkeit und wurden von der Sehnsucht nach der heimatlichen Epoche verzehrt. Dr. temp. Jean Satikoff peinigten Minderwertigkeitskomplexe, deren Komplexität nichts zu wünschen übrigließ, denn er kam sich als Leitender Temporalist ohne Zeitmaschine nicht nur verwaist und hochgradig nutzlos, sondern auch lächerlich, ja absurd vor. „Ein Temporalist ohne Zeitmaschine“, klagte er sein Leid jedem, der es hören wollte oder auch nicht, „ist wie ein Pferd ohne Reiter . . ., äh . . ., wie ein Reiter ohne Pferd.“

Außerdem war er im Zweifel, ob er sich Doktor der Temporalistik nennen durfte, da es ja diese Wissenschaft noch gar nicht gab.

Dr. Mayer wiederum konnte sich nichts Schrecklicheres und Qualvolleres vorstellen als die Aussicht, sich mehrere Jahrhunderte lang von Fisch ernähren zu müssen, den er prinzipiell verabscheute.

Der Kontaktspezialist schließlich litt sehr unter der auf ihm allein lastenden Verantwortung, jahrhundertelang über die Einhaltung der Instruktionen wachen zu müssen. Selbst wenn es gelang, merkliche Veränderungen der Vergangenheit zu vermeiden, bestand doch die

Gefahr, daß die Zeitreisenden früher oder später durch irgendwelche unzureichend getarnten und daher übernatürlich wirkenden Eigenschaften das Interesse der Einheimischen wecken könnten, die daraus dann vermutlich irgendein Märchen, eine Sage oder gar eine neue Religion ersinnen und erspinnen würden.[7] Und ihn, Pieter van Daagen, würde man dafür wegen instruktionswidriger Mystifikationen zur Verantwortung ziehen.

15. Drei Jahre lang

hielten sie standhaft aus, dann wurden die meisten neurotisch. Sie verfolgten ihre tatsächlichen oder eingebildeten Krankheiten bis zum theoretischen Tode, verloren das Interesse an ihnen und wandten sich anderen Gebrechen zu.

16. Im vierten Jahr

traten Zweifel an der Unsterblichkeit auf.

Dr. Mayer wollte solche Zweifel beseitigen und sprang, um die Unsterblichkeit zu demonstrieren, ins Wasser, mitten in ein Rudel Haie. Er wurde mit Mühe gerettet. Mit dem Raumbildprojektor warf man den Haien die Bilder ganzer Felsmassive an den Kopf, denen sie auswichen. Ein Hai jedoch hatte Dr. Mayers Fuß zwischen den Zähnen gehabt, wovon der Raubfisch eine böse Zerrung davontrug. Seither wird die Gegend von Haien gemieden.

17. Die Unsterblichkeit

schien in Frage gestellt. Fünf Tage später ging der Ethnograph heimlich über Bord, doch da kam gerade Jonas Walfisch vorbei, der soeben erfahren hatte, daß es im Mittelmeer gar keine Wale gibt, und sich deshalb im Interesse der Wissenschaft in den Atlantik zurückzog. Er schluckte den Ethnographen und spuckte ihn in hohem Bogen zurück auf das Deck.

18. Dr. McFleod

brach sich dabei den kleinen Finger der linken Hand und hielt sich für tot. Er blinzelte und erblickte zu seinem Entsetzen eine spanische Karavelle mit der schwarzen Piratenflagge. Er sprang auf, eilte zur Steuerzentrale, und schon jagte das Universalfahrzeug in Richtung Westen davon. Plötzlich fiel dem Ethnographen ein, daß Kolumbus bald kommen mußte, und er drehte nach Süden ab. Dann rief er die

Mitreisenden zusammen.

19. Die Beratung

hatte begonnen. Der Ethnograph gab zu, daß Temps Schätzung wohl doch richtig war und man sich im 15. Jahrhundert befand. „Deshalb", erklärte er, „ist damit zu rechnen, daß der Schiffsverkehr auf dem Atlantik allmählich in Schwung kommt. Wer weiß, vielleicht hat Kolumbus schon die Startgenehmigung. Jedenfalls ist es mit der Abgeschiedenheit dieser Gegend vorbei, und wir müssen woandershin."

Pieter van Daagen, der als Kontaktspezialist und Verantwortlicher für die Einhaltung der Instruktionen sozusagen inoffizieller Chef der Zeitreisenden geworden war, stimmte dem Ethnographen zu. „Wir müssen um jeden Preis Kontakte, Veränderungen und Mystifikationen vermeiden. Stellen Sie sich vor, wir begegnen den Schiffen Kolumbus', werden gesehen und im Logbuch vermerkt. Dann wäre die Mystifikation perfekt; ganze Generationen von Historikern würden sich darüber den Kopf zerbrechen, wen Kolumbus da mitten auf den Atlantik getroffen haben könnte! Nicht auszudenken!"

20. Dr. Singh

sah eine Gelegenheit, dem Meer und der Seekrankheit zu entfliehen, und schlug vor, die nächsten fünfhundert Jahre an der Küste des antarktischen Kontinents zu verbringen. Der Ethnograph unterstützte diesen Vorschlag; die beiden wurden jedoch von den übrigen Expeditionsmitgliedern überstimmt, denen es dort zu kalt war.

21. Pieter van Daagen,

der Kontaktspezialist, machte einen anderen Vorschlag: „Da die Antarktis ja wirklich völlig undiskutabel ist, müssen wir eben auf dem Meer bleiben. Wir sollten uns aber eine möglichst stürmische Ecke des Ozeans aussuchen. Dort können wir zwar ab und zu gesehen werden, aber zu Kontakten wird es garantiert nicht kommen. Und wenn wir dem Universalfahrzeug ein zeitgemäßes Aussehen geben, hält man uns für gewöhnliche Seereisende und beachtet uns nicht."

„Machen wir doch aus dem Fahrzeug eine spanische Karavelle", schlug Dr. Mayer vor.

„Ein holländisches Schiff", forderte Pieter van Daagen.

„Dann eben ein holländisches. Schiff bleibt Schiff, und Fisch bleibt Fisch", meinte Dr. Mayer gleichgültig.

Der Kontaktspezialist hielt die Gegend bei der Südspitze Afrikas für

ausreichend stürmisch und daher geeignet. Apathisch stimmten alle dem Vorschlag zu, und seitdem kreuzten sie jahrhundertelang am Kap der Guten Hoffnung. Selten, sehr selten begegneten ihnen Schiffe, deren Mannschaften aber andere Sorgen hatten, als dem unbekannten Segler nachzustellen, zumal sie ihm stets nur bei Sturm begegneten. So hatten die fünf Unsterblichen ihre Ruhe und warteten auf ihr eigenes Zeitalter, vor Kontakten und Mystifikationen sicher. Und sie warteten und warteten, es wuchsen ihnen meterlange Bärte, ihr Gedächtnis ließ wahrscheinlich allmählich nach; wer weiß, vielleicht vergaßen sie nach und nach auch, worauf sie eigentlich warteten, und sogar, wer sie waren, bis sie sich nur noch an eins erinnerten: Kontakte und Mystifikationen waren verboten. — Ihre Spur verliert sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Strom der Zeit . . .

22. Mystifikationen

haben sie aber jedenfalls vermieden. Uns, den Zeitgenossen des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts, ist zumindest keine einzige Sage, Legende oder religiöse Sekte bekannt, in der ein unsinkbares Schiff mit einer unsterblichen Besatzung eine Rolle spielt, einer Besatzung, die beim Kap der Guten Hoffnung kreuzt und verzweifelt des Tages ihrer Erlösung harrt.[8] Pieter van Daagen, der Kontaktspezialist, hat ganze Arbeit geleistet.

Die Fünfzehnte und die Sechzehnte Zeitexpedition

oder Wer hat die Terrasse von Baalbek gebaut?

1. Eine wichtige Kommission

wurde gegründet, wie alle wichtigen Kommissionen (die nützlichen dagegen entstehen). Sie erhielt von einer übergeordneten Institution den Auftrag, einem drohenden Morden und Brennen vorzubeugen, das langsam unvermeidlich wurde, zumindest im übertragenen, rein akademischen Sinne.

Die einander gegenüberstehenden Parteien bestanden vorwiegend aus Historikern, die in die Terrassisten und die Antiterrassisten zerfielen. Diese Leute hatten allerdings nichts mit Terror oder Rassismus[9] zu tun, sondern stritten sich um ein Bauwerk, wobei es jedoch nicht um den Besitz desselben ging. (Schließlich leben wir nicht mehr im finsteren zwanzigsten Jahrhundert!) Hier handelte es sich um grundlegendere Probleme, die die Gründung besagter Kommission schließlich unerläßlich machten.

(Wenn trotzdem von der wichtigen Kommission im folgenden nicht mehr die Rede sein wird, dann nur, weil sie mit dem weiteren Verlauf der Ereignisse absolut nichts zu tun hatte, was aber angesichts der umfangreichen Arbeit dieser Kommission — es wurden vier Unterkommissionen, elf Arbeitsgruppen und zwei Koordinationszentralen gebildet — nebensächlich ist.)

2. Der Streit,

der in der Tat immer schärfere Formen annahm, war wissenschaftlicher Natur und drehte sich um die berühmte Terrasse von Baalbek, genauer: um die Art ihrer Entstehung. Die Terrassisten, kurz Terris genannt, waren der Meinung, dieses Bauwerk sei von fremden Raumfahrern errichtet worden;[10] die Anterris oder Antiterrassisten hatten natürlich nichts gegen die Terrasse, wie angesichts des Namens zu vermuten wäre, sprachen in der Frage nach den Erbauern aber den Menschen den Preis zu.

Beide Parteien hatten unabhängig voneinander einen erbitterten Kampf gegen die Zeitverwaltung[11] begonnen, um eines Tages ein Tempomobil für eine Expedition zu den Erbauern der Terrasse zu bekommen.

Sowohl die Terrassisten als auch ihre Gegner hatten aber auch Spione im anderen Lager. Im blinden Vertrauen auf die Spione wußte jede der Parteien vom Zeitreiseprojekt der anderen und hielt das eigene für unentdeckt.

3. Zwei Zeitreisen

wurden beantragt und bereits von der übernächsten Generation der Zeitverwalter bewilligt. Beide Lager hatten ihren Nachwuchs, und so nahte bald der Tag, an dem die Expedition zur Erforschung der Entstehung der Terrasse von Baalbek (EEETB) starten sollte. Jede Partei nominierte für die Teilnahme an der EEETB vier Besatzungsmitglieder und konnte mit diesen Besatzungen vorerst eine angenehme Überraschung erleben.

4. Die angenehme Überraschung

bestand darin, daß jede Partei in der vom Gegner zusammengestellten Besatzung ihre eigenen Anhänger vertreten sah. Das heißt, die EEETB-Mannschaft der Terris bestand in Wirklichkeit aus Anterris, und umgekehrt. Es hatten sich nämlich jeweils die fähigsten Köpfe jeder Gruppe in den Leitungsapparat der anderen eingeschmuggelt, und Terrassisten wie Antiterrassisten frohlockten jetzt, dem Kontrahenten ein Schnippchen geschlagen zu haben. Hätten sie gewußt, daß sie selbst sich in der gleichen Lage befanden, so wäre ihre Freude gewiß geringer gewesen, doch jeder hielt sich selbst für ungleich klüger als die anderen, zumal jene doch solch augenscheinlich absurde Theorien verfochten.

5. Die unangenehme Überraschung,

die sich am Tage des Starts einstellte, hatte daher mit der angenehmen nichts zu tun, wenigstens nicht unmittelbar. Das zuständige Büro für Zeitreisen hatte die beiden Gesuche für die durchaus vorschriftsmäßige doppelte Ausfertigung ein und desselben Antrags gehalten und dementsprechend bearbeitet. Die Bewilligung wurde ebenfalls in doppelter Ausfertigung geschrieben und jeweils den beiden Parteien zugestellt. So glaubte am Tage des Starts jede der beiden Besatzungen, die auf dem Startplatz stehende Zeitmaschine sei einzig und allein die ihre, und war höchst erstaunt, als die anwesenden Kontrahenten das nämliche behaupteten.

6. Ein Kompromiß

erwies sich als unumgänglich, nachdem die eilends geführte Beschwerde beim Vertreter des Zeitreisebüros ohne Erfolg blieb. Dieser anwesende Exponent der temporalen Administration, dessen Namen uns die Geschichte leider nicht überliefert hat, erklärte, ihm persönlich und der von ihm repräsentierten Institution wäre es völlig gleich, wer die Terrasse von Ballbeck, oder wie das Nest heiße, gebaut habe, solange nur die Maschine nicht beschädigt und die Instruktionen eingehalten würden. Sollten sich die beiden Besatzungen doch untereinander einigen; eine zweite Zeitmaschine könne man jedenfalls momentan nicht bereitstellen, schon deshalb nicht, weil alle anderen in der Reparatur seien.

HERIBERT McCROY (Antiterrassist)



Fig. 3

Da keine der beiden Mannschaften der anderen den Vortritt lassen

wollte, einigten sie sich schließlich auf eine gemeinsame Expeditionsgruppe. Das war gar nicht so schwierig, wußte doch jede Partei in der Auswahl des Gegners die eigenen Agenten. Nachdem also wieder einige der üblichen Scheingefechte geführt worden waren, um die Gegenseite nicht mißtrauisch werden zu lassen, stand fest, wer zur Terrasse aufbrechen würde.

7. Die Besatzung

bestand aus Heribert McCroy, Temporalist und Amateurhistoriker, Omar Rubiah, Historiker und Amateurtemporalist, des weiteren aus Pawel Heideck, genannt Paule, Reporter der „Hectic Papers“, und Dr. Birnler, der zwar offiziell Historiker, hauptsächlich aber Koch und Organisationsgenie war. Die neue Besatzung erfüllte alle Anforderungen an Zeitreisende, ja, sie beherrschte sogar die Instruktionen. Alle vier hatten schon früher Gelegenheit gehabt, an Zeitreisevorbereitungskursen (ZRVBK) teilzunehmen; Dr. Birnler und McCroy hatten sogar der Reservebesatzung für die vierzehnte Zeitexpedition angehört.

Heribert McCroy gab vor, Terrassist zu sein, also war er in Wirklichkeit Antiterrassist; bei Omar Rubiah verhielt es sich genau umgekehrt. Naturgemäß hatte niemand Einwände gegen die Kandidatur dieser beiden.

8. Pawel Heideck

hatte es wesentlich schwieriger, denn er gehörte keinem der beiden Lager an und wurde daher von jedermann als heimlicher Sympathisant des Gegners verdächtigt. Bevor er Reporter wurde, war er Suchgruppenleiter bei der 6. Raumflotte der Verstandessucher gewesen, besaß also gewisse Erfahrungen bei der Suche nach außerirdischen Zivilisationen. Da war es kein Wunder, daß die Antiterrassisten in ihm einen Anhänger der terrassistischen Exoterrestrier-Theorien vermuteten. Die Terris wiederum waren über seine Teilnahme auch nicht sonderlich erbaut, da sie diese für ein böses Omen hielten; denn es war allgemein bekannt, daß die Verstandessucher nie fanden, was sie suchten.

Daß Paule schließlich doch mitreisen durfte, hatte er der Fürsprache Dr. Birnlers zu verdanken.

9. Dr. Birnler

nämlich trat zur Zeitmaschine und begann zu reden. Was, das wußte er selbst nicht so richtig. Er gehörte jetzt zur Auswahl der Anterris, war also ein heimlicher Terri, aber auch das nicht direkt; ins

Terrassistenlager war er von den Antiterrassisten geschickt worden, deren Vertrauen er vorher im Auftrag der Terris erschlichen hatte, denn im Terrassistenlager war er geboren. Seine Mutter allerdings soll eine raffinierte Spionin der Anterris gewesen sein; aber wer weiß, ob nicht doch . . .?

Dr. Birnler glaubte nun schon an gar nichts mehr. Er war jetzt nur noch neugierig, wie sich die Sache mit Baalbek wirklich abgespielt hatte, und er war bereit, sogar mit dem Gegner zu reisen, wer immer das sein mochte. Und das sagte er auch. Große Begeisterung erfaßte die Massen, die freilich nicht so recht verstanden hatten, was Birnler eigentlich wollte, und die seine Rede daher für die feierliche und offizielle Abschiedsansprache hielten. So konnten die vier Expeditionsmitglieder unter allgemeinem Jubel und mit hohen Erwartungen die Zeitmaschine besteigen.

10. Die Zeitmaschine

war aus den Überresten der dritten und der vierten Zeitmaschine gebaut worden; die so entstandene fünfzehnte Zeitmaschine war ein wunderbar stabiles, wenn auch temporalistisch etwas träges Gefährt, wie sich noch herausstellen wird.[12] Es hatte zu jenem Zeitpunkt übrigens niemals fünfzehn Zeitmaschinen gegeben, vielmehr wurden stets nur die Maschinen aus Travellers Zeiten modernisiert und neu bezeichnet, weil der Verschleiß der nebensächlich scheinenden und doch wichtigen tausend kleinen Teile sehr groß war. Nur das Herzstück der Maschine, die Kristallsäule und ihre Lager, war verschleißfest — zum Glück, wenn man bedenkt, daß das Geheimnis der Herstellung nach Tim E. Travellers Tod und dem Verschwinden seines Schülers Mabeuf zeitweilig verlorgenging. Die Kristallsäule existierte in einigen wenigen Exemplaren, deren genaue Anzahl von den Temporalisten verständlicherweise geheimgehalten wurde, jedoch garantiert einstellig war.

11. Der Start

verlief ohne Schwierigkeiten. Mit Hilfe der neuerdings elastisch gelagerten Kristallsäule erreichte die Maschine die beachtliche Geschwindigkeit von rund zwei Millionen und näherte sich so dem ersten Jahrhundert, welches das erste Ziel der Expedition war.

12. Das Ziel

war aufgrund recht vernünftiger Überlegungen gewählt worden, die

sogar von den Terrassisten akzeptiert wurden, obwohl diese des Rätsels außerirdische Lösung eigentlich viel tiefer in der Vergangenheit vermuteten. Immerhin war den Zeitreisenden bekannt, daß die Römer im ersten und zweiten Jahrhundert die Terrasse als Fundament für den berühmten Tempelkomplex von Heliopolis benutzt hatten. „Das waren überhaupt recht praktische Leute, diese Römer nämlich“, sagte Dr. Birnler dazu, „wäre schließlich unverantwortliche Verschwendung gewesen, die schöne, große, solide Terrasse so leer und unbenutzt zu lassen, nicht wahr?“

Also war das erste Jahrhundert zweifellos der geeignetste Zeitpunkt, um nach der Terrasse zu sehen, zumal einige namhafte Antiterrassisten der Ansicht waren, die Römer hätten auch das Fundament für ihre Tempel selbst gebaut. Sollte sich dies als falsch erweisen (wovon nicht nur sämtliche Terris, sondern auch die meisten Anterris überzeugt waren), konnte man ja weiter in die Vergangenheit vordringen.

Früher zu suchen (früher im Sinne der Zeitreisenden, das heißt historisch später) hatte jedenfalls keinen Sinn; es gab unter den Zeitreisenden zum Glück keinen Anhänger jener extrem antiterrassistischen Theorie, wonach erst die Römer ihre Tempel gebaut und spätere, technisch perfektere Generationen die Terrasse darunter errichtet hätten . . .

Jedenfalls waren die vier Zeitreisenden zu ihrem Ziel unterwegs und gaben sich ihren erhabenen Gedanken über dasselbe hin. (Die gewöhnlichen Gedanken wird sich jeder selbst denken können.)

13. Pawel Heidecks Gedanken

sind mitteilenswert. Er erwog verschiedene Möglichkeiten, seine Redaktion so schnell wie möglich mit den Forschungsergebnissen zu versorgen. In der Temporalistik nicht unbeschlagen, wollte er die hoffentlich bald heranwachsenden sensationellen Berichte auf der Rückreise aussetzen, so daß die Redaktion der „Hectic Papers“ anhand der vor der Rückkehr vorliegenden (da früher ausgesetzten) Berichte die Ausgabe des Extrablattes vorbereiten konnte. Er gedachte seine Mitteilungen keinesfalls früher als zwei Tage vor der Rückkehr aus der Zeitmaschine zu werfen, Zeit genug für die eigene Redaktion und zuwenig für die Konkurrenz.

Dieses Vorhaben mußte ihm übrigens mißlingen, wie man später sehen wird — und das ist gut so, denn an die Instruktionen dachte Paule in dem Punkt überhaupt nicht.

14. Der Landezeitpunkt

nahte nach den (ziemlich ungenauen) Angaben des Tempometers heran, und Heribert McCroy schaltete den Temporalantrieb auf halbe Leistung, um das Ziel nicht zu verfehlen. Zum Glück wußte Paule noch aus seiner Zeit als Verstandessucher, daß sein Rheuma im linken Knie mit wachsender Entfernung von der Erde zunahm; nun stellte er denselben Effekt auch bezüglich der zeitlichen Entfernung fest. Mit Hilfe der Lichtgeschwindigkeit rechnete er die Lichtjahre, denen sein Rheuma entsprach, in gewöhnliche Jahre um, führte einen experimentellen Korrekturfaktor in die Gleichung ein und konnte erfreut konstatieren, daß das Tempometer zufällig richtig anzeigte.

So waren sich die Temponauten über die Zeit im klaren, die da kommen sollte, nicht aber über den Ort. Das Universalfahrzeug, ohne das keine Zeitexpedition aufbricht, war mit einem Antigravitationsgenerator versehen und derart mit der Zeitmaschine verbunden, daß beide im gekoppelten Zustand einen temporal mobilen und zugleich flugfähigen Komplex bildeten. Während der Zeitreise schwebte die Maschine also hoch über der Erde, um künftig Unfälle wie den des Jacques Mabeuf[13] zu vermeiden, und driftete dabei meist mehr oder weniger weit ab.

Als die vier Terrassensucher ihr Ziel, nämlich das erste Jahrhundert, schließlich erreicht hatten, war zudem noch Nacht und der Ort daher nicht festzustellen.

15. Kaum angekommen,

wollten Paule und Heribert mit der Suche beginnen; doch Omar Rubiah und Dr. Birnler, auch Birne genannt (aber nur von den Zeitreisenden), rieten, erstens den Morgen abzuwarten und zweitens die einheimische Bevölkerung zu belauschen. Birne urteilte als Organisationsspezialist und Omar als erfahrener Orientale, wobei es keine Rolle spielte, daß er auf einem der Jupitermonde geboren und anläßlich der Zeitexpedition zum erstenmal auf die Erde gekommen war.

16. Am Morgen

zeigten sich eine bergige Landschaft und in der Ferne der See Genezareth. Nach dem Sonnenstand zu urteilen, war es Januar, und nach der übereinstimmenden Feststellung aller vier Zeitreisenden zu urteilen, waren sie viel zu weit nach Süden abgekommen.

„Nichts wie weg hier!“ rief Heribert McCroy erschrocken, schaltete

den Antigravgenerator auf volle Leistung (diese Standardsituation wird bei den ZRVBK besonders intensiv geübt) und ließ die Zeitmaschine samt Insassen emporsteigen. Wenn ein Zeitreisender derart schnell reagiert, kann es sich natürlich nur um die Instruktionen handeln. „Nichts wie weg“, wiederholte Heribert, „sonst geraten wir hier noch in Teufels Küche, will sagen, ins Neue Testament.“

„Das dürfte ja wohl nicht ganz dasselbe sein“, ließ sich Omar mißbilligend vernehmen, und Heri begann darüber nachzudenken, was er eigentlich gesagt hatte.

„Im Prinzip hat er schon recht“, meinte Dr. Birnler. „Wenn wir nämlich wirklich am Beginn des ersten Jahrhunderts sind . . .“ („Dafür verbürge ich mich“, warf Paule ein und bedachte sein linkes Knie mit einem mißgelaunten Blick.) „. . . und die Instruktionen einhalten wollen, dann ist das dafür der denkbar ungeeignetste Ort. Ihr wißt schon, Mystifikationen und so weiter . . . Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, wie wir die *hier* vermeiden sollen.“

„Wieso hier?“ fragte Omar, und in der Tat war der in puncto Mystifikationen so kritische Ort schon außer Sicht — die Maschine flog mit großer Geschwindigkeit nordwärts und hatte bald die Beka erreicht, jenes Tal zwischen dem Libanongebirge und dem Antilibanon, wo sich bekanntlich die vielzitierte Terrasse befindet.

17. Die Terrasse

aber war nicht auffindbar. Sie kreisten über der Gegend und suchten von hoch oben alles ab. Die riesige Terrasse oder wenigstens der Dreistein hätten gut sichtbar sein müssen, waren es aber nicht. Birne dachte kurz, aber intensiv nach und verkündete sodann: „In Anbetracht dieser Tatsache, unserer Beobachtungen nämlich, drängt sich mir die Vermutung auf, daß sie noch gar nicht da ist. Die Terrasse nämlich.“

Die anderen Expeditionsteilnehmer stimmten diesem scharfsinnigen Schluß vorbehaltlos zu. Enttäuscht verzichteten sie auf eine Landung und beratschlagten, was zu tun sei. Offensichtlich stand das umstrittene Bauwerk noch nicht, und der Bau war allen Anzeichen nach in den nächsten Tagen nicht zu erwarten.

„Also doch die Römer“, meinte Pawel Heideck leichtfertig und erntete unverzüglich energischen Widerspruch von seinen Gefährten: „So ein Unsinn!“ — „Wieso die Römer? Das würde mich sehr wundern.“ — „Ich kann das auch nicht glauben. Die Römer haben nämlich nie mit solch großen Blöcken gebaut, und überhaupt . . .“

18. Ein Zeitsprung

war notwendig und wurde auch durchgeführt. Heribert McCroy stellte den Zeiger der Zielskala nur ganz wenig vor, wo überhaupt keine Markierung war, und drückte auf den Auslöser. Die Luke blieb offen, und für einen Moment sahen sie im Gebiet unter sich Schatten huschen, konnten aber nichts erkennen — dazu lief die Maschine viel zu schnell; dann rastete der Zeiger ein, die Zeitmaschine hielt an, und die Terrasse war plötzlich da. Nun sahen sie die Bescherung: Auf der Grundfläche von 89 mal 50 Metern begann bereits der Jupitertempel Gestalt anzunehmen, und das emsige Treiben der Bauleute ließ die Zeitreisenden von einer Landung Abstand nehmen.

Omar ärgerte sich. „Erst war gar keiner da, den man hätte belauschen können, und jetzt sind es viel zuviel Einheimische, Ausländer einbegriffen. Da macht die ganze Temponautik keinen richtigen Spaß mehr.“

19. Der Fall

schien sehr schwierig. Die beiden so erfolglos angesteuerten Zeitpunkte entsprachen zwei unmittelbar benachbarten temporalen Makroquantenniveaus, das heißt, das Intervall zwischen diesen beiden Eigenwerten der Kristallsäule und damit der Zeitpunkt des Baus war mit dieser Zeitmaschine nicht zu erreichen.

„Und es waren doch die Römer!“ Paule meldete sich wieder zu Wort.

Sein Starrsinn hatte Erfolg, denn Dr. Birnler schien weich zu werden. „Hmm“, sagte er, „ob die Terrasse wirklich von den Leuten gebaut worden ist, die jetzt den Tempel darauf errichten? Wie man es auch nimmt, es muß im ersten Jahrhundert passiert sein, also . . . Aber das ist mir ein Rätsel, ich dachte nämlich immer, die Terrasse oder zumindest der Dreistein wären viel älter.“ Er blickte sich ratlos um.

Omar Rubiah sagte: „Die Technik, mit der sie jetzt den Tempel errichten, dürfte nicht geeignet sein, die größten Steine der Terrasse auch nur anzuheben, geschweige denn, sie vom Steinbruch hierher zu transportieren und so genau zu placieren. Nein, das Problem ist noch ungelöst. Wir werden wohl ohne Ergebnis zurückkehren, so traurig das ist — es ist nicht zu ändern.“

Die anderen mußten ihm zustimmen und machten den Temporalantrieb klar. Paule schloß die Luke, und die Rückreise verlief in gedrückter Stimmung. Auf das Aussetzen einer temponautischen Flaschenpost verzichtete Paule lieber vorerst, solange die Reaktion in Temporalisten- und Historikerkreisen noch unklar war.

20. Die erfolglose Rückkehr

wurde mit äußerster Diskretion behandelt, jedenfalls solange die Schuldfrage ungeklärt blieb. Begreiflicherweise war in erster Linie die Zeitmaschine schuld, denn sie konnte den entscheidenden Zeitpunkt infolge ihrer Konstruktion nicht erreichen. Einige schoben dann den Rest der Schuld auf den ab, der die Maschine ausgewählt hatte (obwohl allgemein bekannt war, daß es da gar nichts zu wählen gab, wie wir schon eingangs aus dem Munde des Temporaladministrators erfahren haben). Andere wollten den Verantwortlichen der letzten Modernisierung am Pranger sehen (obwohl dieser mit der Eigenfrequenz der Kristallsäule natürlich auch nichts zu tun hatte, die hatte ja Tim Traveller hergestellt, den man allerdings nicht mehr belangen konnte).

21. Kein Zweifel

wurde an der Ehrlichkeit der Bemühungen der Besatzung gehegt, so daß diese sogar hochgeachtet an der Auswertung der Expedition teilnahm. (In der Zwischenzeit hatte nämlich ein bedeutender Temponautenkongreß getagt, auf dem die Temponauten beschlossen hatten, den Temponauten künftig noch mehr Wertschätzung und Achtung zu erweisen.)

22. Paules Triumph

über alle Reporter war gewaltig. Er war in seiner Eigenschaft als Expeditionsmitglied der Vertreter der Weltpresse auf dieser Versammlung der achtbarsten Wissenschaftler, die im übrigen unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand. Sein Reporterherz schlug wie nie zuvor. Er betrachtete den „Fall Baalbek“ als abgeschlossen und wartete nur noch auf die Bestätigung seiner Unterlagen durch die Versammlung, um als erster seiner Redaktion das Material für ein Extrablatt vorlegen zu können. Er sah seinen Artikel schon im ganzen erforschten Universum verbreitet und träumte von einer Überschrift in Riesenlettern, hatte sich nur noch nicht entschieden, ob diese „Baalbekitis“ oder „Terrassitis“ lauten sollte, und überließ schließlich die Entscheidung dem Redakteur.

23. Neue Hoffnung,

das Rätsel nach der gescheiterten fünfzehnten Zeitexpedition doch noch lösen zu können, wurde den Zeitreisenden von einer Seite zuteil, von der sie es nie erwartet hätten, von der temporalen Administration nämlich.

Dort hatte man inzwischen den Irrtum bei der Vergabe der Zeitmaschine festgestellt, das heißt zur Kenntnis genommen, daß es sich ursprünglich um zwei Anträge gehandelt hatte. Unter normalen Umständen hätten die Zeitreisenden gewiß nie wieder für dasselbe Problem eine Maschine bekommen, selbst wenn sie sich erneut in die Warteliste eingetragen hätten. Zum Glück hatten Terris und Anterris seinerzeit ihre Anträge fast gleichzeitig abgegeben; der eine war bewilligt worden, also mußte man auch den anderen genehmigen.

24. Der Zufall

wollte es, daß just zu diesem Zeitpunkt eine „neue“ Zeitmaschine aus der Reparatur kam, deren Kristallsäule eine wesentlich höhere Eigenfrequenz hatte, so daß die Intervalle zwischen den erreichbaren Stationen viel geringer waren als bei dem vorher benutzten Tempomobil. Also konnte man hoffen, mit der neuen Maschine endlich die aufschlußreichen Jahre des Terrassenbaus zu erreichen. Die Freude, die bei den Anhängern aller einschlägigen Hypothesen ausbrach, war so groß, daß sie für kurze Zeit ihre Rivalität vergaßen und sich nicht lange um eine neue Besatzung stritten, sondern kurzerhand die alte wieder auf den Weg schickten.

25. Ohne Schwierigkeiten

gelang der Start zur sechzehnten Zeitexpedition. Die Temponauten hatten beschlossen, systematisch vorzugehen und wieder dort zu beginnen, wo sie auch schon bei der vorhergehenden Reise angefangen hatten, also im ersten Jahrhundert. Von dort aus sollte der Zeitraum, den sie vorher überspringen mußten, in kleinen Zeitschritten abgesucht werden. Dieser Taktik der kleinen Schritte stimmten alle zu — einige nicht ohne Hintergedanken, wie wir bald sehen werden.

26. Die Ankunft

verlief ebenso unproblematisch. Pawel Heideck konsultierte sein linkes Knie, stellte fest, daß das Tempometer ein paar Jahre nachging (daß sein rheumatisches Knie vorging, war natürlich ausgeschlossen), und die Zeitmaschine landete wohlbehalten in den zwanziger Jahren des ersten Jahrhunderts. Schnell war die Talebene zwischen Libanon und Antilibanon, gefunden, das große Unternehmen konnte beginnen. Wie erwartet, stand die Terrasse noch nicht. Wie sollte sie auch?

27. Omar Rubiah

runzelte die Stirn. „Was ist dir?“ erkundigte sich Heribert.

„Wieder nichts . . .“, murmelte Omar mißgelaunt;

„Ja, natürlich, was dachtest du denn?“ Heribert wunderte sich. „Wir waren doch früher schon einmal hier, das heißt natürlich, nicht früher, sondern zum gleichen Zeitpunkt, ich meine also früher, aber zum selben Zeitpunkt . . . Na, du weißt schon.“

„Ach, ich meine doch nicht die Terrasse.“ Omar winkte ab. „Schade nur, daß wieder nichts daraus werden dürfte, die Einheimischen zu belauschen. Oder seht ihr einen?“

Paule blickte angestrengt aus der Luke. „Tatsächlich, kein Mensch zu sehen“, sagte er. „Aber die Stelle stimmt. Hier kommt die Terrasse hin.“

„Aber wo kommt sie her? Das ist die Frage“, warf Heribert McCroy ein.

Dr. Birnler, der bisher geschwiegen hatte, machte einen Vorschlag.

28. Dr. Birnlers Vorschlag

sah so aus: „Ich denke, wir sollten diesmal wirklich die Einheimischen belauschen. So eine Terrasse läßt sich nämlich nicht so im Handumdrehen aus dem Boden stampfen — wenn es wirklich die Römer waren, versteht sich. Und die Vorbereitungen müssen auch geraume Zeit gedauert haben; da werden Projekte ent- und wieder verworfen, dann fehlt es an Finanzen oder an Leuten und so weiter. Das hat die Bauwirtschaft so an sich. Es sollte mich jedoch sehr wundern, wenn die Einwohner noch nichts von dem Terrassenprojekt gehört hätten. Und wenn wir sie hier nicht beobachten können, weil nämlich keine da sind, dann müssen wir sie eben suchen. Irgendwas wissen sie bestimmt. Falls die Projektanten schon an Ort und Stelle sind, werden wir es erfahren; denn es fällt auf, wenn in einer Gegend plötzlich ungewöhnliche Mengen an Pergament oder Papyrus auftauchen. Vielleicht sind die Leute auch in die Berge geflüchtet, um nicht als Sklaven zum Bau gepreßt zu werden. Berge sind ja genügend vorhanden.“

„Richtig!“ bestätigte Heribert, „Wir sollten aber auch nicht versäumen, das Gelände zu untersuchen — Bodenproben entnehmen, Gefälle messen. Wenn erst die Terrasse darauf steht, wird es zu spät sein. Um Zeit zu sparen, schlage ich vor, wir koppeln das Universalfahrzeug aus der Zeitmaschine aus. Zwei belauschen über Nacht vom Fahrzeug aus die Bevölkerung, zwei bleiben in der Maschine und sondieren im Schutze der Dunkelheit das Terrain. Natürlich müssen die beiden mit dem Fahrzeug bis Sonnenaufgang zurück sein, damit die

Zeitmaschine rechtzeitig wieder flugfähig ist.“

„Eine gute Idee. Ich würde dann die Bevölkerung suchen“, sagte Dr. Birnler. „Wer kommt mit?“

„Ich!“ rief Paule eifrig, denn für seine Reportage war eine Milieuschilderung aus dem ersten Jahrhundert viel ertragreicher als die langweilige Kleinarbeit in der Nähe der Zeitmaschine.

Heribert war einverstanden. „In Ordnung“, sagte er und warf Omar einen verstohlenen Blick zu. „Dann bleiben Omar und ich bei der Maschine und sehen uns das Gelände an.“

Paule meinte dazu: „Vielleicht findet ihr wenigstens die Reste eines Bauzaunes oder eine umgestürzte Holztafel, auf der ein inzwischen auch schon wieder gestürzter römischer Kaiser den Bau des Tempels ankündigt!“

29. In der Nacht

waren also Paule und Birne mit dem Universalfahrzeug unterwegs, um die Einheimischen zu suchen und zu belauschen. Der ansonsten recht ausführliche Expeditionsbericht enthält über diese Aktion fast keine Angaben; es wird nur festgestellt, daß sie erfolglos verlief. Vielleicht hatten sie keine Einheimischen finden können; vielleicht hatten sie welche gefunden, aber den Dialekt nicht verstanden; vielleicht waren sie auch entdeckt worden und mußten sich zurückziehen; vielleicht hatte sie ein Defekt am Fahrzeug gezwungen, die ganze Nacht mit der Reparatur zu verbringen. Denkbar wäre aber auch, daß die beiden angesichts dessen, was sie im Morgengrauen erlebten, die Ereignisse der Nacht einfach vergaßen.

30. Im Morgengrauen

kehrten sie jedenfalls wie abgesprochen zur Zeitmaschine zurück — und die war samt Omar und Heri spurlos verschwunden.

Wie der Leser noch aus dem Bericht über die dreizehnte Zeitexpedition weiß, ist es für jeden Zeitreisenden ein erschütterndes Elementarerlebnis, sich seiner Zeitmaschine verlustig zu sehen. Die von der dreizehnten Expedition wußten wenigstens, wer an dem fatalen Ereignis schuld hatte, während Dr. Birnler und Paule vor einem kompletten Rätsel standen, über das sie sich nun den Kopf zerbrechen konnten. Da einer, der nur denkt und nichts tut, ohnehin ziemlich langweilig ist, wollen wir uns in der Zwischenzeit dem Schicksal der beiden anderen Temponauten sowie der Zeitmaschine zuwenden.

31. Der Leser

hat vielleicht mittlerweile vergessen, daß Omar zum Schein Antiterrassist und in Wirklichkeit Terrassist war, während Heribert scheinbar zu den Terris und insgeheim zu den Anterris gehörte; aber zumindest diese beiden wußten es noch, jeder von sich selbst, doch nicht vom anderen, versteht sich. Daher sah jeder im anderen einen Verbündeten, und als Birne und Paule, die wegen ihrer indifferenten Haltung als unsichere Kantonisten galten, endlich weg waren, hielten Omar und Heri die Stunde der Offenbarung für gekommen.

32. Heribert McCroy

erklärte daher, als das Universalfahrzeug außer Hörweite und er mit Omar allein in der Zeitmaschine war, zufrieden: „So. Die sind wir erst einmal los."

Omar blieb ihm die Antwort schuldig, er verstand nicht recht, wieso Heri plötzlich derartiges sagte, und dieser fuhr fort: „Oder bist du aus den beiden schlau geworden? Ich nicht. Bei denen wußte man doch nie, woran man war. Jetzt sind wir endlich unter uns. Wir sind nämlich Verbündete!"

Damit, so meinte er, war alles gesagt — und zwar, daß sie beide Anterris wären.

„Wieso weißt du . . .?" murmelte Omar. Er glaubte, Heri, den er für einen Terrassisten hielt, habe irgendwie von seiner eigenen Zugehörigkeit zu derselben Sekte erfahren.

Heribert machte eine unbestimmbare, aber zweifellos lässige Gebärde. „Man sieht schließlich gleich, wer hier einen vernünftigen Standpunkt hat. Und in unserer Frage kann es ja nun wirklich nur *eine* Meinung geben."

„Sehr richtig!"

„Und jetzt, wo wir unter uns sind . . . Ich hatte da so einen Gedanken . . ."

„Seltsam, ich auch. Ich dächte, wir könnten . . ."

33. Der Gedanke

wurde ausgetauscht (beide hatten tatsächlich dasselbe gedacht) und alsbald in die Tat umgesetzt.

34. Die Tat

aber sah so aus: Omar Rubiah und Heribert McCroy hatten, da sie

einander für Glaubensgenossen hielten, beschlossen, die Entstehung der Terrasse auf eigene Faust zu erforschen und somit für sich und ihren Verein den ganzen Ruhm einzuheimsen. Nach vollbrachter Entdeckung wollten sie wieder an den Zeitpunkt zurückkehren, wo sie Paule und Birne samt Universalfahrzeug im Stich gelassen hatten, und die beiden wieder in die Zeitmaschine aufnehmen. Omar und Heri waren, wie sie einander versicherten, „schließlich keine Unmenschen, nicht wahr“.

Fürs erste unternahmen sie einen Zeitsprung fünfzig Jahre weit in Richtung Zukunft. Es können auch ein paar Jahre mehr oder weniger gewesen sein — wie sollten sie das so genau feststellen, da sie doch weder Paule noch sein rheumatisches Knie dabei hatten? Jedenfalls erblickten sie bei der Ankunft wieder die Terrasse, aber keinerlei Hinweise auf deren Entstehung. Dafür sahen sie zum erstenmal während der ganzen Expedition ein menschliches Wesen in der Nähe der Terrasse. Es war ein etwa achtjähriger braungebrannter Junge.

35. Das Kind

stammte, seiner Kleidung nach zu schließen — es trug Sandalen und eine Art weißen Unterrock —, aus den mittleren Gesellschaftsschichten und machte sich lange an einem Stein der Terrasse zu schaffen. Als der Junge schließlich wieder gemessenen Schrittes einen Feldweg ins Tal hinabging, nachdem er sein Werk kritisch betrachtet hatte (wobei er nachdenklich in der Nase bohrte), wagten sich die beiden Zeitreisenden näher heran und stellten erfreut fest, daß er eine Inschrift auf einem der Steine angebracht hatte. Omar und Heri fotografierten die Inschrift und nahmen einen Abdruck; da sie aber die Sprache nicht verstanden und die Wörterbücher im Universalfahrzeug verblieben waren, konnten sie mit dem wertvollen Fund vorerst nichts anfangen[14] und starteten zu weiteren experimentellen Untersuchungen.

36. Die beiden Ausreißer

unternahmen nun nacheinander mehrere kurze Zeitsprünge in Richtung Vergangenheit, doch ohne nennenswerte Ergebnisse. Zuerst begaben sie sich ein knappes Jahr zurück, sahen aber nur die menschenleere Gegend und die fertige Terrasse. Dann versuchten sie es noch zwei Jahre früher und erblickten denselben, nun aber um drei Jahre jüngeren Knaben, wie er sich wieder (bzw. bereits jetzt) an der Terrasse zu schaffen machte.

Als das Kind schließlich singend davonhüpfte, näherten sich Omar und Heri der Terrasse in der Hoffnung, eine neue (d. h. eigentlich ältere) Inschrift zu entdecken. Sie wurden jedoch enttäuscht, denn sie fanden

nur einen nassen Fleck vor. Vermutlich hatte der Junge noch nicht schreiben gelernt. Sicherheitshalber fotografierten sie den Fleck. (Später, bei der Auswertung dieses Dokuments, hatten sie einige Mühe nachzuweisen, daß es sich dabei nicht um eine Fälschung handelte.)

Sie sprangen nun um fünf Jahre in Richtung Vergangenheit, und wieder bot sich das Bild einer völlig menschenleeren Gegend mit Terrasse. (Der Junge konnte wohl noch nicht laufen; vielleicht war er auch noch gar nicht geboren.)

Einige weitere Zeitsprünge von je fünf Jahren brachten dasselbe Ergebnis. Heribert und Omar konnten sich nicht genug über das völlige Desinteresse der Einheimischen wundern. Die Terrasse stand einfach so herum wie ein voller Papierkorb, und es wäre nur natürlich erschienen, wenn ein kleines grünes Männchen sie plötzlich fortgeräumt hätte. Sie sah schlechthin aus wie bestellt und nicht abgeholt. Omar kam der Gedanke, just so könnte es in der Tat sein — daß irgendwer nur vergessen hätte, dieses unpassende Monstrum wegzubringen. Wer, war ja klar.

Omars Gedankengang wurde unterbrochen, als Heri sagte: „Irgendwie scheinen wir immer den falschen Zeitpunkt zu erwischen. Es ist doch erstaunlich, daß wir nie Menschen antreffen; dabei soll das eine ziemlich dicht besiedelte Gegend sein."

„Na klar", meinte darauf erfreut Omar. „Das ist es ja eben. Worum sich kein Mensch kümmert, das kann auch von keines Menschen Hand sein. Eigentlich sonnenklar, aber diese blöden Antiterrassisten . . ."

Heribert verschlug es die Sprache. „Wie bitte?" stotterte er.

Die folgende Szene der gegenseitigen Entlarvung kann sich jeder selbst ausmalen, zumal sowieso nichts Genaues darüber bekannt geworden ist.

Die Beteiligten schwiegen später über den Vorgang, und das ist nur zu verständlich. Wir wissen lediglich, daß sie sich nach Beendigung der Diskussion versöhnten beziehungsweise einen Waffenstillstand vereinbarten sowie beschlossen, unverzüglich an den Zeitpunkt zurückzukehren, wo sie das Universalfahrzeug mit Birne, Paule und der Reiseapotheke zurückgelassen hatten.

37. Ein Irrtum

beim Anvisieren dieses Zeitpunktes war zu erwarten und stellte sich auch promt ein. Durch eine ungenaue Anzeige des Tempometers (oder war es ein Ablesefehler infolge der deutlich angeschwollenen Augenpartien unserer beiden Helden?) berechneten Omar und Heri den

Zeitpunkt zu kurz und landeten fünf Makrozeitquanten (Eigenperioden der benutzten Kristallsäule) nach dem Zeitpunkt ihrer Flucht, das heißt etwa vier Monate später.[15] Wer aber beschreibt das Erstaunen der beiden Ausreißer über das Bild, das sich ihnen nun bot?[16] Völlig unerwartet erblickten sie beim Halt der Zeitmaschine anstelle der Terrasse einen belebten Bauplatz, einen menschlichen Ameisenhaufen wie beim Turmbau zu Babel, den der Zeitreisende Albert Fogg so anschaulich beschrieben hat.[17]

38. Der Bauplatz

sah in der Tat beeindruckend aus. Auf der halbfertigen Terrasse standen Aufseher und trieben mit Geschrei und Peitschenknall Scharen von Sklaven an, die sich, schweißüberströmt und von Striemen gezeichnet, in die Gurte legten, an denen sie die Steine auf Rollen an den Ort ihrer Bestimmung zogen. Dabei benutzten sie einfache Flaschenzüge und überdimensionale Hebel. Eine Gruppe von Sklaven bewegte einen der größeren Steine, der wie eine Achse von zwei riesigen, breiten Rädern umgeben war. Die Räder — oder eher Walzen — waren massiv aus großen Holzscheiben zusammengesetzt und mit Metallreifen beschlagen. Die drei gigantischen Blöcke des Trilithons lagen allerdings schon an Ort und Stelle, das war trotz der beträchtlichen Entfernung von der Zeitmaschine aus deutlich zu sehen.

Omar griff zum Fernglas, um die Blöcke genauer zu betrachten, und erblickte dabei einen Menschen, der sein Interesse weckte. Jener stand am Rande eines der Blöcke, von irgendwelchen Gefäßen umgeben, aus denen Rauch aufstieg, hatte die Arme gen Himmel gereckt und schrie auf eine kleine Gruppe Einheimischer ein. Er trug eine hohe, spitze Kopfbedeckung, sein ziemlich magerer Oberkörper war unbekleidet. Offenbar handelte es sich um einen Priester.

Obwohl Omar manches an dem Mann seltsam bekannt vorkam, konnte er trotz aller Überlegungen nicht herausfinden, zu welcher Religion der Priester gehörte. Er wirkte irgendwie unpassend neben dem Baugeschehen, zumal sich außer ein paar Schaulustigen — es waren größtenteils Kinder und Halbwüchsige — niemand um ihn kümmerte. Omar fragte sich, wieso die römischen Soldaten diesen Hokuspokus duldeten, der die Bauarbeiter stören konnte und zu nichts nütze war. Er suchte den Bauplatz ab und mußte erstaunt feststellen, daß gar keine römischen Soldaten dort waren. Trotzdem waren sämtliche Sklaven und Aufseher in ständiger Bewegung, mit Ausnahme des lässig herumstehenden Oberaufsehers, der aber seiner Kleidung nach auch

kein Römer war.

Omar gab das Fernglas an Heribert weiter, dem dieses Bild eines Bauplatzes der Sklavenhalterzeit ebenfalls sonderbar vorkam. Zu verworren wirkte das Gewimmel; kein Mensch schien zu wissen, was er eigentlich baute. Ob nicht doch ein göttlicher, also kleingrünmännlicher Befehl die Bauleute zu solchem Tun trieb?

39. Das Rätsel

wurde immer rätselhafter, doch die Lösung konnte ja nicht mehr weit sein. Heri und Omar beschlossen daher, sich nicht lange mit fruchtlosen Überlegungen aufzuhalten, sondern der Sache auf den Grund zu gehen. Fünf Makrozeitquanten in Richtung Vergangenheit warteten Dr. Birnler und Pawel Heideck, vor vier Monaten etwa hatte es also von der Terrasse nicht die geringste Spur gegeben — und jetzt war sie fast fertig!

Waren in jenen vier Monaten die Außerirdischen gelandet! Hatten die Römer in schlechthin unmöglicher Frist die Terrasse aus dem Boden gestampft? Omar glaubte das eine, Heri war eher vom anderen überzeugt. Also beschlossen sie, einen knappen Monat früher nachzusehen. Was auch immer sie entdecken würden, es mußte eine Sensation sein.

40. Die Sensation

ließ jedoch noch auf sich warten, denn als das Tempomobil wieder anhielt, hatte sich das Bild des Bauplatzes kaum verändert, nur daß ein paar Blöcke weniger an ihrem Platz lagen. Omar und Heri wollten sich schon wieder auf die Zeit machen, als die Bauleute plötzlich mitten in der Bewegung erstarrten. Dieser seltsame Zustand dauerte nur wenige Augenblicke und wurde allein von Heribert bemerkt, denn Omar kochte gerade im Inneren der Zeitmaschine das Mittagessen.

Als Heri ihn herbeigerufen hatte, war die Szenerie schon wieder verändert, da ein unvermittelt aufgekommener Sandsturm jede Sicht nahm. „Wo hier nur so ein Sturm herkommen mag?“ fragte Heri verwundert. „Ist denn hier eine Wüste in der Nähe?“

„Nein, zum Teufel“, erwiderte Omar verärgert; „Mach lieber die Luke zu! Sonst dürfte es hier drin gleich wüst aussehen.“

Heribert McCroy tat, wie ihm geheißen, doch der erwartete Trommelwirbel der Sandkörner gegen die Luke blieb aus. Vorsichtig öffnete er sie ein wenig und blickte hinaus, wo sich ihm schon wieder ein anderes Bild bot: Der Sandsturm war spurlos verschwunden, die Sklaven lagen malerisch über den Bauplatz verstreut und taten gar

nichts, die Aufseher saßen beim Würfelspiel zusammen. Der einzige, der sich in diesem idyllischen und ungewohnten Bild einer Arbeitspause bewegte wie der Prinz im Märchen vom Dornröschen, war ein römischer Centurio, der schnellen Schrittes auf die Zeitmaschine zukam.

41. Der Römer

war schon nahe genug, daß Heri sein Gesicht erkennen konnte. (Omar Rubiah stand wieder an seinem Kochtopf.)

Der Römer war Pawel Heideck.

42. Eine Täuschung

war völlig ausgeschlossen. Die zufällige Ähnlichkeit der Gesichtszüge mochte noch denkbar sein, aber Paules hinkender Gang war so einmalig und signifikant wie sein von der vieltausendjährigen temporalen Entfernung verursachtes Rheuma im linken Knie.

„Da seid ihr ja endlich“, rief Centurio Paule, als er seinerseits Heribert gesichtet hatte. „Ihr kommt genau richtig. Wo ist Omar? Greift euch die elektronische Reservegarnitur und kommt mit, aber schnell! Um Himmels willen, schnell!“ Sprach’s und humpelte eilig zurück, vorbei an den regungslos daliegenden Sklaven und den mit stereotypen Bewegungen würfelnden Aufsehern. So sehr war er in Eile, daß er geradewegs durch eine Gruppe von Sklaven hindurchschritt, sie buchstäblich durchdrang, als wären sie Luft. Offenbar waren sie das auch.

Als sich Heri von seiner Verwunderung einigermaßen erholt hatte, alarmierte er Omar, und beide folgten dem Centurio, der inzwischen bei einem etliche hundert Meter entfernten großen Zelt angekommen und darin verschwunden war.

43. Das Zelt

sah nach Aussagen der Zeitreisenden von außen wie eine gewöhnliche Stabsunterkunft im römischen Feldherrenstil aus (obwohl Paule weit und breit der einzige, zudem unechte römische Soldat war). Als Omar und Heribert jedoch eintraten, fanden sie sich im Inneren des Universalfahrzeuges wieder, wo sie Paule und den als vornehmen römischen Zivilisten verkleideten Dr. Birnler erblickten, die sich fieberhaft am Raumbildprojektor zu schaffen machten.

44. Wenig später

wußten Omar und Heribert, was sie nun schon vermutet hatten: Sklaven und Aufseher des Terrassenbaus waren lediglich dreidimensionale Trugbilder, vom Raumbildprojektor erzeugt. Zu diesem Zweck, so erfuhren sie, hatten Paule und Birne den Projektor mit dem Bordcomputer des Universalfahrzeugs zusammengeschaltet, der nach einem vorgegebenen Programm eintausend Phantome lebensecht agieren ließ — größer war die Kapazität der Anlage nicht, und der schwache Eindruck der geringen Zahl mußte durch ein gut koordiniertes Gewimmel der Trugbilder verstärkt werden. Das ging gut, bis just beim Eintreffen der beiden Ausreißer das Speicherband des Computers riß, worauf sich automatisch das Havariebild „Sandsturm“ einschaltete, das später von Dr. Birnler durch das etwas glaubwürdigere Reservebild „Ruhepause“ ersetzt wurde, das nur wenige, ständig wiederkehrende Bewegungen enthielt.

Heribert McCroy war empört. „Ich gebe zu, daß unser Alleingang nicht ganz korrekt war. Aber daß ihr, nur um uns in die Irre zu führen, diesen Mummenschanz veranstaltet, ist einfach unerhört! Seid ihr euch überhaupt der Konsequenzen bewußt? Indem ihr hier mit dem Projektor diese Phantom-Terrasse errichtet, gefährdet ihr nicht nur die Einhaltung der Instruktionen, sondern womöglich auch den Bau der richtigen, echten Terrasse! Denn wer wird auf den Gedanken kommen, dort eine Terrasse zu bauen, wo scheinbar schon eine gebaut wird? Eine geradezu schockierende Eigenmächtigkeit! Worauf sollen denn später die Römer den Jupitertempel errichten? Auf eurer Fata Morgana vielleicht? Das ist eine . . ., eine . . . Mir fehlen die Worte.“

45. Eine Erklärung

war unvermeidlich. Paule hatte sich McCroys Rede gelassen angehört und sagte jetzt ganz beiläufig zu Dr. Birnler: „Die beiden haben’s immer noch nicht kapiert.“

„Es ist nämlich so“, erläuterte Birne. „Die Bauleute sind falsch, aber die Terrasse ist echt. Was unsere vorgetäuschten Bauleute tagsüber scheinbar fertigstellen, wird nämlich von uns in der Nacht darauf tatsächlich realisiert. Mit dem Plasmoretovulkan-Steinschneider und dem Antigravitationsgenerator des Fahrzeugs ist das ein Kinderspiel.“

Jetzt waren Omar und Heri wirklich sprachlos.

„Na ja“, fuhr Birne fort, „ihr könnt euch vielleicht vorstellen, in welcher Stimmung Paule und ich waren, als wir von der Erkundungsfahrt zurückkehrten und weder euch noch die Zeitmaschine fanden. Und da ist uns die Idee gekommen.“

„Dir gebührt der Ruhm“, erklärte Paule bescheiden.

„Jedenfalls hatte ich von dieser Terrasse die Nase endgültig voll, mir war jedes Mittel recht, wenn die Sache nur zu einem Ende kam. Und da haben wir die Terrasse eben selbst gebaut. Jetzt wissen wir endlich ganz genau, wer es war. Das Problem ist gelöst.“

„Eine völlig neue Methode . . .“, stammelte Omar Rubiah ergriffen. „Aktive Erforschung der Vergangenheit . . . Gewaltige Perspektiven tun sich auf . . .“

46. Gewaltige Perspektiven

wären eigentlich ein würdiger Abschluß für den Bericht von dieser Zeitreise, doch wir sind unseren Lesern noch ein paar Bemerkungen zum weiteren Verlauf der Expedition schuldig, die freilich nichts Sensationelles mehr brachte. Das gerissene Steuerband des Projektors wurde wieder geklebt, die durchgebrannten Sicherungen des Computers wurden ausgewechselt und die Arbeiten an der Terrasse fortgesetzt.

„Die vorgetäuschten Bauleute dienen also nur zur Irreführung der Einheimischen“, konstatierte Heri scharfsinnig.

„Klar“, meinte Omar, „sonst würde ja das rätselhafte Auftauchen der Terrasse wieder zu allen möglichen Mystifikationen führen. So hingegen erscheint der Bau den Schaulustigen als etwas durchaus Natürliches, und sie interessieren sich nicht sonderlich dafür. Der Hokuspokus dieses komischen Priesters dürfte ja wohl dem Zweck dienen, die Aufmerksamkeit der Leute vom eigentlichen Bau abzulenken.“

Birne und Paule wußten aber von keinem Priester, und auch der Oberaufseher, den Heri und Omar beobachtet hatten, war im Steuerprogramm des Projektors nicht vorgesehen. Sie fanden die Idee jedoch gut und beauftragten Heribert, sich als Oberaufseher zu verkleiden. Omar übernahm die Rolle des „komischen Priesters“. Jetzt wußte er auch, warum, ihm der Mann so bekannt vorgekommen war.

Als sie etliche Wochen später den Bau beendet und auch den unfertigen Block im Steinbruch nicht vergessen hatten, waren aus Omar, Heri, Paule und Birne die besten Freunde geworden. So machten sie sich im Bewußtsein, als die ersten Experimentalhistoriker eine solide Sache organisiert zu haben, auf die Rückreise, die sie in aufgekratzter Stimmung und unter Absingen alter und neuer Temponautenlieder, wie „My Heart’s in the Stone Age“, „O ihr grünen pleistozänen Wälder“ und „War einmal ein Tempometer“, verbrachten.

Bei der Ankunft in ihrem eigenen Zeitalter waren sie ohne Ausnahme blau, und seitdem müssen wir uns statt mit der Terrassenfrage mit

einem neuen Problem herumschlagen: Wie und wann ist es ihnen gelungen, den Schnaps in die Zeitmaschine zu schmuggeln?

Zur Klärung dieser Frage ist eine Kommission entstanden.

Die atlantischen Zeitreisen

oder Professor Müslis Lebenswerk

1. Der sehr gewissenhafte Professor

Hieronymus wurde von den Studenten nur Professor Müsli genannt; der Name wurde seit alters her von Semester zu Semester überliefert, und selbst seine Kollegen benutzten ihn. Auch der Professor hatte sich derart an den Spitznamen gewöhnt, daß er häufig mit „Müsli“ unterschrieb. Die Vermutung liegt jedoch nahe, daß es ihm einfach egal war: Wie alle Gelehrten, die ihr ganzes Denken auf einen Forschungsgegenstand konzentrieren, schenkte er den Trivialitäten des Alltags wenig Beachtung.

2. Ein hohes und edles Ziel

verfolgte Professor Hieronymus-Müsli zeitlebens, jedenfalls solange er seine wissenschaftliche Laufbahn zurückverfolgen konnte. Er wollte eines der großen Geheimnisse der Menschheit lüften, aber nicht um des Ruhmes willen wie seinerzeit der Abenteurer und Timetrotter Kaspar Schneydewitz, der, nur um Lorbeeren einzuheimsen und niemandem zum Nutzen, den Erfinder der Sicherheitsnadel ausfindig gemacht und fotografiert hatte.

Nein, Professor Hieronymus kämpfte darum, den Schleier zu heben, der den sagenhaften versunkenen Inselstaat Atlantis umhüllte, vorausgesetzt, daß er wirklich auf einer Insel gelegen hatte und im Meer versunken war. Für Professor Müsli gab es daran keinerlei Zweifel, die abweichenden Meinungen einiger anderer Atlantologen galt es zu widerlegen.

3. Die Anwendung der Zeitreise

als Mittel zur Erforschung der Vergangenheit[18] war des Professors große Chance. Er mußte eine Zeitreise wagen. Daß es Zeitmaschinen gab, hatte er durch Zufall erfahren, auch daß schon andere vor ihm eine solche zu Forschungszwecken erhalten hatten. Daß Zeitmaschinen rar waren, erkannte er geschwind, als er versuchte, eine zu bekommen. Doch ohne Zeitvehikel war ihm nicht mehr Erfolg beschieden als seinen Kollegen vor ihm, die noch im prätemponautischen Zeitalter gelebt und geforscht hatten. Also machte sich der Gelehrte zielstrebig an die Überwindung der Hindernisse, die sich zwischen ihm und Atlantis türmten.

4. Das erste Hindernis

trat ihm entgegen als Fragebogen für die Voranmeldung zum Antrag zur Aufnahme in die Anwärterliste des Temponautengrundlehrgangs, dessen erfolgreiche Absolvierung zur Erlangung des Ersten Temponautenpatents erforderlich war. Nur die Inhaber dieses Patents wurden auf die Kandidatenliste für Zeitreisen gesetzt.

Zum Beispiel lautete Frage 47 f: „Ziel Ihrer ersten geplanten Zeitreise α) räumlich, β) zeitlich, γ) Sonstiges". Das war eine schwierige Frage, oder vielmehr: Das waren drei schwierige Fragen. Er hatte zwar recht konkrete Vorstellungen, wann und wo Atlantis bestanden hatte, doch diese Ansichten für gesicherte Tatsachen auszugeben, verbot ihm seine Gewissenhaftigkeit. Er wollte ja mit Hilfe der Zeitmaschine erst nachweisen, wo Atlantis wirklich gelegen hatte; um aber eine Zeitmaschine zu bekommen, mußte er es schon nachgewiesen haben. Unter „γ) Sonstiges" wußte er auch nichts einzusetzen.

5. Eine leichte Frage

hingegen war 89 z: „Beabsichtigen Sie, die Instruktionen zu verletzen oder die großzügig gewährte Zeitmaschine irgendwie zu mißbrauchen?" Hier konnte er getrost aus tiefster Überzeugung verneinen, wie auch bei Frage 91 c: „Haben Sie Frage 89 z wissentlich falsch beantwortet, um zwecks Verletzung der Instruktionen in den Besitz einer Zeitmaschine zu gelangen?" Nein und nochmals nein! Sein Ziel war ein durch und durch edles, er hatte nichts zu verbergen und konnte auf dem Pfade der Redlichkeit wandeln.

6. Die übrigen Fragen

beantwortete der Professor ebenso gründlich. Endlich war es vollbracht. Alle Punkte hatte der Atlantologe gewissenhaft beantwortet — außer 47 f. Hier befragte er seinen alten Schulfreund Jan. Dieser schlug vor, Müsli (auch Jan nannte ihn so) solle einen Ort und eine Zeit aus der Fülle der Hypothesen auswählen und für die erfragte erste Zeitreise einsetzen. Bei γ) allerdings wußte Jan anfangs auch keinen Rat, doch dann sprach er die Vermutung aus, dieser Punkt sei für eventuell noch zu entdeckende Dimensionen vorgesehen, was den umfassenden Weitblick des Fragebogenverfassers offenbare. Er setzte auch gleich in die entsprechende Spalte das Wort „entfällt", und der Fall war erledigt.

7. Der alte Schulfreund

erkundigte sich jetzt, durch den Fragebogen neugierig gemacht, bei Müsli nach den näheren Umständen der geplanten Zeitreise. Über Atlantis erfuhr er nur wenig Neues, war aber gepackt von dem Plan des Professors. Zwar konnte Jan aus dienstlichen Gründen nicht an der Expedition teilnehmen, doch er wollte soviel wie möglich helfen. Bereitwillig übernahm er den organisatorischen Teil der Vorbereitungen und überließ Müsli die wissenschaftliche Arbeit.

8. Eine interessante Tatsache

offenbarte sich bei der Beschaffung der Zeitmaschine. Da Jan, statt nur das Nötigste zu tun, sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für das große Ziel einsetzte, konnte ihm nicht verborgen bleiben, was gewisse Dienststellen gern verheimlicht hätten: Zeitreisen waren keine Seltenheit mehr.

Als Betriebszeitungsredakteur des Kombinats für Zeitmaschinen „Timothy E. Traveller“ war ihm bekannt, daß zwar pro Monat fünf Kristallsäulen hergestellt wurden, die Ausschußquote jedoch trotz verbissenen Kampfes um Verringerung der Gitterfehler noch immer sehr hoch lag, so daß nur alle paar Monate eine funktionstüchtige Zeitmaschine das Werk verließ.

9. Ein gewisser McLuhan-Green,

der in der Tempometrieabteilung des Kombinats arbeitete und sich Jan verpflichtet glaubte, da dieser gelegentlich McLuhan-Greens lyrische Versuche in der Betriebszeitung „Unsere neue Zeitmaschine“ abdrucken ließ, deutete dem Redakteur unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit an, seit einiger Zeit würden starke Störungen des universellen Temporalfeldes gemessen, die unmöglich von den wenigen offiziell im Einsatz befindlichen Maschinen herrühren könnten. Mehr wollte oder konnte er zu diesem Thema jedoch nicht sagen.

10. Ein unbeschreiblicher Forscherdrang

ergriff Jan. Wo kamen die überzähligen Zeitmaschinen her? Eine Vermutung hatte er und überprüfte sie sogleich. Er erkundigte sich beim Direktor für Absatz nach dem Verbleib der fehlerhaften Kristallsäulen.

Erstaunt erwiderte der Direktor, das sei doch allgemein bekannt, sie würden billig verkauft, vornehmlich für die Wohnraumgestaltung und die künstlerische Betätigung; gerade die Gitterfehler bewirkten bei geeigneter Beleuchtung wunderbare Effekte an Kristallplastiken. Es kämen viele junge Künstler, und er schätze sich glücklich, alle Wünsche

befriedigen zu können, so sei wenigstens der Ausschuß nicht für die Katz. Auch gäbe die Unterstützung junger Talente viele Pluspunkte im Wettbewerb.

Jan überdachte in Sekundenschnelle diese neuen Informationen. Sodann erkundigte er sich, ob er auch eine Ausschußsäule bekommen könne. Freilich, sagte darauf der Direktor, er solle nur nach hinten gehen, der Lagerverwalter wisse Bescheid. Zwar sei die Nachfrage nach fehlerhaften Kristallsäulen sehr groß, doch Betriebsangehörige würden bevorzugt beliefert, und die meisten seien auch schon mit Säulen eingedeckt, manche hätten sogar mehrere gekauft.

11. Jans Verdacht

hatte sich zur Gewißheit verdichtet. Unter den fehlerhaften Säulen mußten welche sein, die vielleicht doch verwendbar waren. Er beschloß, eine solche ausfindig zu machen und für Müsli eine Zeitmaschine zu bauen. Was andere konnten, würde er auch fertigbringen. Chassis und Karosserie waren leicht zu beschaffen, da zwar die Herstellung der Kristallsäulen noch nicht recht klappte, die Produktion der übrigen Teile jedoch bereits planmäßig auf vollen Touren lief. Die kleinen Karosserien fanden zum Beispiel als Zeitungs- und Getränkekioske Verwendung, die größeren als Wartehallen, Baubuden und Studentenwohnheime.

Jans Arbeit war so gut wie getan. Blieb nur noch das Zeitreisepatent, und das war Müslis Sache.

12. Professor Hieronymus,

wir wollen seinen ehrbaren Namen nicht in Vergessenheit geraten lassen, unser braver Professor also wollte ebenfalls schnell zum Ziel gelangen, absolvierte mit Bravour alle Kurse und Schulungen und bestand alle Prüfungen mit Auszeichnung, ausgenommen das Fach „Konzentration im Augenblick der Verzweiflung“, wo er es nur auf ein „Befriedigend“ brachte. Alles in allem aber erhielt er ein sehr gutes Abschlußzeugnis, und so wurde ihm vorzeitig das Erste Temponautenpatent überreicht.

ZEITMASCHINE *Mod.* Z-t 24-9/03

a – Kristallsäule
b – univ. Temporalfeld
c – Tempometer
d – Projektor

ZA4/14

REGULAR SEKTION

Log. Sektion A/III-1

Temporal sektion N-Xp/83/06

KATASTROPHEN BESCHLEUNIGER

Vt - PROJEKTION

Fig. 4

13. Die Zeitmaschine

war dank Jans aufopferungsvollem Einsatz vorhanden und die Kandidatenliste für Professor Hieronymus daher ohne Belang, so daß er seine Reise in die Vergangenheit antreten konnte. Wie vorher Jan fand er es merkwürdig, daß so viele Starts registriert wurden, während es doch so wenig Zeitmaschinen gab. Der von den Berechnungen und Konstruktionsarbeiten erschöpfte Jan erklärte ihm, viele Amateure verwendeten die Kristallsäulen mit geringfügigen Fehlern, die natürlich störanfällig seien. Seine Zeitmaschine sei im Prinzip ebenso gebaut, allerdings habe sie zwei Säulen, die gleichzeitig arbeiteten. Die Kennlinie der Standardzeitmaschinen werde zwar nicht ganz erreicht, aber es solle ja auch kein Wettrennen werden, sondern eine wissenschaftliche Expedition.

14. Der Start

konnte stattfinden. Es war nicht leicht für Professor Müsli, die große Reise ins Ungewisse anzutreten, noch dazu so ganz allein. Aber Jan, der so lange seine gesamte Freizeit selbstlos geopfert und in der letzten Woche fast ohne Unterbrechung gearbeitet hatte, konnte ihm diesmal vor Erschöpfung nicht zur Seite stehen. Also begab sich der Professor schweren Herzens, doch auch im Vorgefühl großer Entdeckungen allein auf den Weg. Vor ihm gähnte der Abgrund der Vergangenheit und hinter ihm der alte Schulfreund.

15. Das Ziel,

das er ansteuerte, sollte den Beweis seiner eigenen Theorie liefern. Er stellte also auf der Zeitskala 8490 v. u. Z. ein und programmierte das Aggregat zur Bewegung im Raum auf das Azorengebiet im Atlantik, damit ihm in dem völlig unglaublichen Fall, daß etwa *kein* Festland namens Atlantis dort wäre, die Inseln zum Aufenthalt dienen könnten.

Die Reise verlief ohne Komplikationen, alle Geräte funktionierten normal. Lediglich die homogenisierte Milch schmeckte plötzlich wie richtige Milch, aber von solchen Nebeneffekten ließ sich Professor Hieronymus nicht aus dem Konzept bringen. Unbeirrt reiste er seinem Ziel entgegen, das ihm die Gewißheit bringen sollte, recht zu haben und schon immer gehabt zu haben.

Ein Blick aufs Tempometer und einer aus der Luke auf die unverschmutzte Umwelt ergaben übereinstimmend, daß er das wilde zwanzigste Jahrhundert längst überwunden hatte und sich durch das Zeitalter der Antike bewegte. Wenn Plato nicht geflunkert hatte, mußte bald Atlantis auftauchen.

Plötzlich nahm dem Professor eine Staubwolke mit Schwefeldioxidgeruch den Atem und die Sicht; er schloß die Augen und verriegelte die Luke. Im ersten Moment glaubte er, sich bezüglich des zwanzigsten Jahrhunderts verschätzt zu haben, aber dann merkte er, daß die Zeitmaschine stillstand, räumlich und zeitlich unverrückbar. Er war am Ziel. Vorsichtig öffnete er die Luke wieder einen Spalt und sah seine Maschine vom flachen Wasser einer Bucht umgeben.

16. Endlich angekommen,

dachte Müsli, ein Glück auch, die Sache wurde ja beinahe gefährlich. Der Schwefelgeruch war zweifellos eine Begleiterscheinung des Untergangs von Atlantis gewesen.

Begeisterung machte sich in Müslis Bewußtsein breit: Hier war sein Atlantis. Er wollte es genießen, wollte es belauschen, besehen, befühlen, beriechen und betreten. Freudig verließ er das Innere der Maschine, nachdem er sie mit ein paar Handgriffen am Projektor als kleines Schiff getarnt hatte. Vor ihm breitete sich das majestätische Gestade eines antiken Meeres.

17. Einige Fischer

am Strand waren von ihrem herben Tagwerk so in Anspruch genommen, daß sie die Anwesenheit des großen Gelehrten völlig mißachteten.

Er trat vor sie hin und sprach auf altgriechisch zu ihnen. Sie schauten ihn verwundert an; einer drückte ihm einen Lederriemen in die Hand — er sollte wohl kurz beim Verknoten festhalten —, aber ansonsten reagierten sie nicht auf seine Rede.

Zu dumm, dachte Professor Hieronymus. Sie scheinen mich nicht zu verstehen, wenn ich aber den Riemen loslasse, um den elektronischen Kommunikator aus der Tasche zu holen, errege ich womöglich den Zorn dieser Werktätigen. Dabei wäre das eine so günstige Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Gespräch.

Da sah er, wie ein Fischer einen ebensolchen Riemen mit den Zähnen hielt, er tat es ihm nach, holte den Apparat hervor, schaltete ihn ein und begann erneut zu reden. Zum Glück war der Fischer gerade fertig mit dem Knoten, so daß Müsli den Riemen aus den Zähnen lassen konnte.

„Liebe Fischer“, sagte er, „ich komme von sehr fern und freue mich, bei euch in Atlantis angelangt zu sein, in dem großen Atlantis, dessen Ruhm zu mir übers Meer . . .“

Da unterbrach ihn einer der Zuhörer. „Aber hier ist nicht Atl-An-Tusch. Hier ist unsere Insel.“

18. Die Antwort

ließ den Professor verblüfft verstummen. „Hier ist also nicht . . ." stotterte er schließlich. „Ja aber . . . Ihr meint, hier ist wirklich nicht . . . In der Tat, die Gegend sieht auch gar nicht nach Atlantis aus. Wo ist der Königspalast? Die große Ebene? Es scheint, ich bin nicht in Atlantis. Aber wo bin ich dann? Und wo ist Atlantis?" Er blickte ratlos auf die vulkanische Landschaft und sah dann wie hilfesuchend die Fischer an.

Die Fischer schauten ihren Ältesten an, und dieser wandte sich dem weitgereisten Fremdling zu. „Wir können dir von Atl-An-Tusch berichten", sprach er, „aber sage uns zuerst, ob es dort, wo du herkommst, viele Fische gibt."

Der Professor wußte mit der Frage nichts anzufangen; er kannte Fische nur vom Teller und hatte keine Vorstellung, aus welcher Gegend der Welt sie stammten. Er zog sich aber aus der Affäre und antwortete: „Das ist ganz verschieden, je nachdem, wie der Wind weht. Aber ich beschäftige mich weniger mit dem Fischfang, ich bin ein Wissenschaftler."

19. Der elektronische Kommunikator

übersetzte das mit „Erforscher der großen Geheimnisse", und das weckte das Interesse der Fischer. „Kannst du den Großen Fischzauber machen, den Dorschauge immer machte und den er jetzt mit ins Jenseits genommen hat?"

Müsli wollte sich jedoch eingedenk der Instruktionen nicht in die Rolle eines Zauberers drängen lassen und fragte zielstrebig nach Atlantis.

Unverfroren antwortete der Älteste: „Dein Vorgänger" — man höre die Dreistigkeit! — „dein Vorgänger Dorschauge, der den Großen Fischzauber machte, den du jetzt machen sollst, kam von einem Lande namens Atl-An-Tusch, das nicht weit von hier hinter den Wassern liegt. Wir fahren aber nicht so weit mit unseren Booten."

Weil die Fischer in der Überzahl waren, widersprach Professor Müsli hinsichtlich des Großen Fischzaubers nicht, sondern wollte mehr über Dorschauge wissen, der aus Atlantis gekommen war. Er ließ sich willig zu Dorschauges Hütte führen.

20. Die Hütte des Zauberers

unterschied sich kaum von den übrigen. Das Mobiliar bestand aus einem Tisch, einer breiten Bank und einem Hocker. An der Wand hing an

einem Bronzehaken ein großes Stück Leder, das mit geheimnisvollen Zeichen bemalt war. Müsli vermutete Hinweise auf Atlantis und betrachtete die Haut eingehender. Und tatsächlich wurde sein Eifer mit einer wunderbaren Entdeckung belohnt, auf die er so lange gewartet hatte. Vor ihm hing die Karte von Atlantis.

Sie entsprach nicht ganz Platons Bericht, stellte aber ohne Zweifel Atlantis dar. Vielleicht war die Kartographie auch noch nicht so weit entwickelt? Jedenfalls konnte man die schützenden Berge im Norden, die rechteckige fruchtbare Ebene im Süden und den Königssitz an ihrem Rande tadellos erkennen. Das war der Beweis. Er, Professor Müsli, hatte Atlantis gefunden! Triumphierend blickte der Gelehrte um sich. Er war allein in der Hütte.

21. Die Inselbewohner

waren gegangen. Sie fanden es wohl selbstverständlich, daß der Fremdling sich in der Behausung seines „Vorgängers“ wie zu Hause fühlte und benahm. Für sie war alles in Ordnung.

Der Professor aber sah seine Chance gekommen, dem Großen Fischzauber zu entgehen und das unersetzliche Beweisstück sicherzustellen. Er beschloß, sich eilends davonzumachen, rollte die lederne Karte zusammen und schritt mit ihr ängstlich, aber zielstrebig zum Strand.

22. Am Strand

traf er auf eine Gruppe von Insulanern, die aufgeregt ein Boot bestaunten, das unnatürlich tief im Wasser lag, in dem es hin und wieder blitzte und aus dem eine dünne schwarze Rauchfahne emporstieg. Näher heran wagte sich keiner.

Zuerst erschrak der Professor, daß ihn die Fischer nun doch entdeckt hatten, und verbarg hastig die Lederrolle unter seiner Kleidung. Dann jedoch erschrak er noch heftiger, denn ihm wurde klar, daß jenes Boot die getarnte Zeitmaschine war. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte er vorwärts, die Einheimischen machten ihm respektvoll Platz: Das war ja offensichtlich ein Fall für den neuen Zauberer.

Als Professor Müsli schließlich mit Mühe und Not die Zeitmaschine erreicht hatte und durch die offenstehende Luke ins Innere vorgedrungen war, wo ihm das Wasser buchstäblich bis zum Halse stand, fand er gerade noch die Kraft, mit der freien Hand — in der anderen hielt er die kostbare Karte hoch über dem Kopf — den roten Havariehebel herunterzureißen.

Was die Fischer am Strand über das plötzliche Verschwinden des rätselhaften rauchenden und blitzenden Bootes dachten, wissen wir nicht, und es ist auch kaum von Bedeutung, hielten sie doch den Fremdling, der da Atlantis suchte, ohnehin für einen Zauberer.

23. Der sehr nasse Professor

Hieronymus schöpfte unterdessen das Wasser aus der Zeitmaschine, die sich auf dem Rückweg befand, verteilte es gleichmäßig auf die Zeitalter und pries in Gedanken den Scharfsinn seines Schulfreundes Jan, der die Maschine, obwohl es doch nur eine Bastlerkonstruktion war, mit einer verbesserten Ausführung des Katastrophenbeschleunigers ausgestattet hatte. Im ersten Moment hatte er ihm Vorwürfe machen wollen, daß er die Zeitmaschine zwar flug-, aber nicht schwimmfähig konstruiert hatte, doch ließ er dem Freund sogleich Gerechtigkeit widerfahren, hatte jener doch nicht voraussehen können, daß Müsli die Einstiegsluke offenlassen würde und nicht daran dachte, daß es auch zu Zeiten der Antike im Atlantik Ebbe und Flut gab.

24. Die halbe Ausrüstung

war infolge Kurzschlusses defekt, doch die Notaggregate funktionierten einwandfrei, und der Katastrophenbeschleuniger katapultierte die Zeitmaschine zum Ausgangspunkt der Reise zurück. Der Professor, der von der Insel der Fischer eigentlich zum benachbarten Atlantis hatte starten wollen, mußte sich drein schicken: Die Energieversorgung der Maschine war zusammengebrochen, und aus dem Abstecher nach Atlantis wurde nichts. Er konnte die Rückreise nicht unterbrechen.[19] Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er ja trotzdem Atlantis gefunden hatte und sogar einen unwiderlegbaren Beweis, die Karte, vorzuzeigen vermochte. So sah er frohgemut der Ankunft der Maschine und seinem künftigen Ruhm entgegen.

25. Müslis Heimkehr

geschah vorerst ohne viel Aufhebens. „Willkommen, Professor Hieronymus! Erfolgreicher Erforscher der Geheimnisse von Atlantis! Hurra!“ So rief der alte Schulfreund Jan, als die Zeitmaschine auf dem Dach seines flachen Wochenendhauses landete, von wo sie auch gestartet war.

Der Professor spürte den Wind nicht, der seine Kleider zauste und die Worte verschluckte; er ging auf den Freund zu und dankte ihm in bewegten Worten für den herzlichen Empfang.

„Wie war die Reise?“ erkundigte sich Jan, der Müslis Abneigung gegen Reisen kannte.

„Nicht überwältigend“, antwortete dieser. „Nie wieder setze ich mich in so eine Maschine. Ich bin aufrichtig froh, daß meine Mission erfüllt ist. Zum Glück habe ich den endgültigen Beweis für die Richtigkeit der Platon-Hieronymus-Theorie.“ Er zog die gerollte Lederkarte hervor und versprach, einen ausführlichen Bericht zu geben, sobald er sich wieder etwas erholt hätte.

26. Auch die Öffentlichkeit

sollte teilhaben am Erfolg des kühnen Gelehrten. Mit Jans Hilfe organisierte Müsli eine Vortragsreise durch ein gut Teil der Welt, und bald darauf erschien auch sein Bericht in den einschlägigen Fachzeitschriften.

Die Reaktion des Publikums war lebhaft, aber durchaus nicht einheitlich. Einige begrüßten stürmisch die Bestätigung der atlantischen Atlantis-Hypothese, andere reagierten wohlwollend und würdigten gern das Verdienst des kühnen Professors, wieder andere jedoch waren ganz und gar nicht mit den Forschungsergebnissen einverstanden. Diese Gruppe war verständlicherweise sehr klein; zu groß war die Überzeugungskraft des Beweisstücks, zu makellos der Ruf des ehrwürdigen Gelehrten, als daß viele zweifeln konnten.

27. Die Zweifler,

die durchaus nicht wahrhaben wollten, daß erstens Atlantis um 8490 v. u. Z. im Azorenraum bestanden hatte und zweitens Professor Hieronymus dort gewesen war, bildeten daher nur ein unbedeutendes, dabei aber ausgesprochen militantes Häuflein.

Bei einem Vortrag wurde Professor Müsli mitten im Satz unterbrochen, und zwar von einem sehr kompakt und solide, dabei intelligent aussehenden Individuum. Der Mann schien erregt und rief mit heiserer Stimme, es sei unmöglich, anhand einer Karte die Existenz eines Staates oder überhaupt irgend etwas zu beweisen. Habe Hieronymus vielleicht einen Atlantier gesehen oder gesprochen, wenigstens Atlantis selbst zu Gesicht bekommen?

„Wer sind Sie eigentlich?“ fragte Müsli vorsichtig.

28. Bert Brundels

heiße er, erklärte der Befragte. „Bert Brundels aus Hohenthurm. Ich erforsche, das heißt: Ich kenne die Antike. Es steht daher absolut fest,

daß Atlantis nur ein Hirngespinst ist, ein Gedankenmodell, mit dem Platon seine Ideen popularisieren wollte. Bestenfalls, ich betone: bestenfalls hat er einen eventuell, ich betone: eventuell auf Kreta um 1500 vor unserer Zeitrechnung bestehenden Staat zum Vorbild genommen, der in einigen Details Ähnlichkeiten mit Atlantis hatte. Ähnlichkeiten! Ich betone das! Um 1200 vor unserer Zeitrechnung ging dieser Staat in der Folge der dorischen Wanderung unter, das heißt, er wurde besiegt. Wie können Sie es wagen, eine andere Stadt als Knossos für das Vorbild der legendären Atlantishauptstadt Poseidonis auszugeben, wenn Sie sich schon auf ein reales Vorbild versteifen?“

29. Müslis Argumente

wollte Bert Brundels nicht anerkennen. Der Professor konnte freilich nur wieder und wieder auf seine Atlantiskarte und den Bericht der Fischer verweisen. Als das nichts half, erklärte er höflich, aber bestimmt, er wisse sich im Recht und gedenke jegliche gegenteilige Meinung wirksam zu entkräften, auch wenn er im Moment noch nicht wisse, wie und wann.

Jan dagegen wußte. Als ihm Müsli einige Tage später vom unverschämten Auftreten dieses Bert Brundels berichtete, riet er, nach Knossos um 1500 v. u. Z. zu reisen. „Vorwärts, Müsli, Angriff ist die beste Verteidigung!“

Obwohl Professor Hieronymus sich geschworen hatte, nie wieder eine Zeitmaschine zu benutzen, konnte ihm Jan mit Mühe klarmachen, daß nur eine Reise nach Knossos den Beweis erbringen würde, daß Atlantis nie dort gelegen hatte.

Als Jan ihm schließlich strahlend mitteilte, daß es ihm seine Zeit diesmal erlaube, an der Zeitreise teilzunehmen, wollte ihm der Professor die Freude nicht verderben und machte sich mit gemischten Gefühlen zum zweitenmal auf den Weg. Nur dem Freund und dem hohen Ziel zuliebe brachte er die Kraft für dieses erneute Wagnis auf.

30. Die Reise nach Kreta

erforderte nur wenige Vorbereitungen. Die nichtregistrierte Zeitmaschine stand bereit, und Jan stattete sie entsprechend der Zielepoche so gut wie möglich aus. Als er sich von McLuhan-Green (wir erinnern uns: Jans Kollege aus dem Kombinat „Timothy E. Traveller“) bei der Eichung des Tempometers helfen ließ, meinte dieser, daß die Störungen des universellen Temporalfeldes in den letzten Wochen weiter zugenommen hätten.

Jan schloß daraus, daß sich die Zahl der nichtregistrierten Maschinen weiter erhöht hatte, sagte aber wohlweislich kein Wort darüber, um sich nicht selbst zu verraten. Er kümmerte sich nur um die eigenen Angelegenheiten und um die seines Freundes. Ebendieser Zielstrebigkeit war es zu verdanken, daß beide bereits eine Woche nach dem bewußten Vortrag in Richtung Kreta 1500 v. u. Z. unterwegs waren.

31. Unterwegs

erklärte der Professor seinem Freund die Theorie Bert Brundels’. Sie kamen überein, daß diese — aus der Sicht des Herrn Brundels — gar nicht so abwegig sei. In der Tat stimmte einiges: ein mächtiger Inselstaat mit einer großen Hauptstadt, der schließlich untergegangen war — allerdings wohl nicht infolge einer Naturkatastrophe, sondern durch den Einfall der Dorier.

„Wir werden schon sehen, was es mit Knossos auf sich hat“, sagte Müsli schließlich. „Die Schwierigkeit liegt darin, daß ein Bewohner von Kreta sein Land kaum als Atlantis bezeichnen wird, da er es unter diesem Namen womöglich gar nicht kennt.“

Daraufhin schlug Jan vor, den Hafen von Knossos anzulaufen, um möglichst viele Fremde über die Insel zu interviewen. Gesagt, getan. Sie korrigierten die Zielskala und schalteten den Raumbildprojektor auf „Attisches Segelboot“.

32. Gerade noch rechtzeitig

war der geniale Gedanke gekommen. Bereits wenige Minuten später setzte die erste Temporalbremsung ein. Zu spüren war davon freilich nichts, nur die Instrumente zeigten es an.

33. Müsli und Jan

zogen die griechischen Reisegewänder an, die sie als Einwohner der damals noch jungen Stadt Athen legitimieren sollten. Dann schaltete Müsli die Automatik aus und brachte die Maschine mittels Handsteuerung zum Stehen, ganz im Bewußtsein seiner temponautischen Fähigkeiten und Erfahrungen. Er steuerte das nunmehr schwimmfähig ausgerüstete Zeitfahrzeug vor die Hafeneinfahrt von Knossos, ließ das „Schiff“ in die Bucht einlaufen und machte am Bollwerk fest.

Mit Befriedigung konstatierten Müsli und Jan, daß sich das vom Projektor erzeugte Bild kaum von den übrigen kleinen Seglern unterschied. Entschlossen, sich ebenso unauffällig zu verhalten wie ihr

Gefährt, schlenderten sie durch die Volksmassen, die Händler, Seefahrer, Fischer und Schaulustigen, die wie zu allen Zeiten den Hafen belagerten. Die beiden waren wahrscheinlich die Neugierigsten unter den Neugierigen, die Schaulustigsten unter den Schaulustigen, die Fremdesten unter den Fremden.

Bald sahen sie ein, daß sie sich besser trennten, wollten sie sich einen ausreichenden Überblick verschaffen. Jan beschloß, die Altstadt in Augenschein zu nehmen, Müsli dagegen wandte sich dem Palast des Königs zu. Er kam bis zum äußeren Mauerring, und als er die Palastwache ausfragen wollte, wurde er hereingebeten. Ihm blieb nichts übrig, als den Forscherdrang über die Zurückhaltung siegen zu lassen; die Wache war stärker als er. Ein Gemach mit schmiedeeisernem Fenster wurde sein weiterer Aufenthalt. Warum? Die Dienstvorschrift der Palastwache sah die Festnahme aller neugierigen Fremden vor. Gefangene von besonderer Bedeutung befahl der Herrscher gewöhnlich zur Audienz, um von seinen Schreibern das sich ergebende Gespräch aufzeichnen zu lassen. Dadurch schwoll der Informationsfluß zum Herrscher von Knossos an; Kreta konnte seine Spione schließlich nicht überall haben.

34. Müsli

war solch ein interessanter Fall, da gerade die Zusammenstöße zwischen der attischen und der kretischen Seekriegsflotte wieder zunahmen. Der kretische Spion in Piräus war desertiert, und der König suchte einen neuen. Warum sollte er nicht einen Bürger von Athen kaufen? Das kretische Gold war auch in Athen beliebt. So dauerte es nicht lange, und Kreta hatte wieder einen Spion namens Hieronymus, freier Bürger von Athen (wie er sich nannte).

Nun ja, wir wissen, daß Müsli schlecht nein sagen konnte, und der Herrscher war bei der Audienz so überaus freundlich gewesen . . . Jeder von uns, hätte er sich als Bürger von Athen eingeführt, wäre in kretische Dienste getreten. Die Wahl zwischen kretischem Gold in der Tasche und kretischem Eisen am Halse brachte keine Qual. Ein echter Athener hätte nun wirklich etwas für Kreta tun müssen, aber was konnte Müsli schon geschehen?

Er erhielt zwei Begleiter sowie die Erlaubnis, zum Hafen zu gehen und sich um sein Schiff zu kümmern. Auf dem Wege dorthin jedoch plagten ihn Gewissensbisse. Hatte er nicht einen unschuldigen Athener Bürger auf dem Gewissen? Die Häscher des Königs von Knossos würden ihn in Athen suchen, bis sie einen fanden, der Ähnlichkeit mit ihm besaß.

Vielleicht würden sie einen bedeutenden Athener umbringen, womöglich gar den Vorfahren eines Solon, Perikles oder Sophokles! Auch temporalistisch gesehen war das eine Katastrophe. Ein Eingriff in die Geschichte ohne Beispiel! Das konnte Müsli nicht zulassen. Er beschloß, alles zuzugeben. Vorher mußte er jedoch in Sicherheit sein, also mit Jan zusammen an Bord der Zeitmaschine.

Eigentlich befriedigte ihn diese Zeitreise außerordentlich. Keinerlei Hinweise auf Atlantis; auch Jan konnte schwerlich etwas gefunden haben. Müsli freute sich auf die Rückkehr in die Zukunft.

35. Jan

war ebenfalls nicht faul gewesen. Sein Weg hatte ihn ins Hafenviertel geführt. Eine schützende Bucht barg den Hafen vor den stürmischen Wogen des Meeres sowie vor dem Angriff fremder Seekriegsflotten, deren Bekanntschaft die Kreter des öfteren gemacht hatten, allerdings ohne nennenswerte Niederlagen. Hingegen hatten sie selbst Geschmack an der Seeräuberei gefunden und betrieben sie mit beachtlichem Erfolg. So kam es zu einem gewissen Hochmut der kretischen Seefahrer und also auch der sie umgebenden Gewerbe. Die Schenken des Hafenviertels trugen hochtrabende Namen wie „Zum gerammten Kraken“, „Des Seehelden Einkehr“, „Siegers Rasthaus“. So abenteuerlich diese Namen klangen, so wunderlich waren die Geschichten, die Seeleute dort aufzutischen pflegten.

Das alles wußte Jan natürlich nicht, als er in Müslis Auftrag eine dieser Kneipen betrat, um Erkundigungen einzuziehen. Er hörte Geschichten, die er auf Anhieb als Lüge erkannte, und andere, die er mit gutem Gewissen glauben konnte. Es lag zum Beispiel etwas Vertrauenerweckendes in dem rührend treuherzigen Gesicht des dickbäuchigen Mannes am Schanktisch, der jedem, der ihm zuhören wollte, die Vorzüge der Stadt Knossos rühmte. Dabei legte er fundierte Kenntnisse über das Gemeinwesen an den Tag.

Plötzlich horchte Jan auf. Draußen war eine Prügelei losgegangen, und der Dicke mit den Schweinsäuglein unter der hohen Stirn rief empört: „In Atlantis wird nicht geprügelt, hört ihr wohl auf, ihr Schurken!“

Verblüfft wandte sich Jan nach ihm um, aber der Rufer hatte sich schon so sehr draußen eingemischt, daß er aus dem großen Menschenknäuel nicht mehr herauszufinden war.

Jan lief los, um Müsli zur Unterstützung herbeizuholen.

36. Im Hafen

sah er Müsli stehen, bewacht von zwei Soldaten der Palastwache. Gefahr? Anscheinend nicht unmittelbar. Unauffällig näherte er sich. Müsli sah ihn kommen und gab ihm mit den Augen einen Wink, er solle an Bord gehen. Nach kurzem Anlauf sprang Jan, und sogleich folgte Müsli. Der Professor zeigte auf den Startknopf, und Jan warf so unauffällig wie möglich den schweren Hauptschalter herum. Verwundert schauten die Soldaten drein, fanden jedoch noch keinen Grund zum Eingreifen. Das Schiff lag fest vertäut.

Müsli rief sie an: „Hört, gute Freunde! Ich bin kein Athener, sondern total fremd hier. Grüßt den Herrscher von mir, es tut mir leid, daß ich ihn betrogen habe; er war sehr nett. Ich muß leider verreisen." Dabei winkte er Jan zu, ohne auf die Antwort zu warten. Er mußte jetzt ohne Rücksicht auf die Gefühle seiner Wächter starten. Schade, er wäre gern aus dem Hafen ausgelaufen, aber dazu hatte er wohl kaum Gelegenheit.

37. Die beiden Wächter

verwunderten sich sehr, als sie das hörten und sahen. Einer von ihnen warf gerade noch rechtzeitig seinen Dolch nach Müsli, der zum Glück ausweichen konnte. Dann sahen die Wächter einander tief in die Augen, und während die Wellen des Mittelmeeres leise ihr abendliches Plätschern betrieben, faßte sich ein jeder bedeutungsvoll an die Stelle, wo der Kopf am Rumpf befestigt ist.

Der Start verlief ohne Komplikationen, und der Dolch des Soldaten reiste mit durch die Zeit.

„Sieg!" rief Müsli aus.

„Ja, zwei zu null für Atlantis", antwortete Jan.

Der Sprachlosere von beiden war Müsli.

38. Nach der Rückkehr

gab Müsli sofort die neuen Forschungsergebnisse bekannt, insbesondere — so leid es ihm tat — Jans Entdeckung. Da erhob sich ein großer Tumult, denn jene, die dem Professor erst geglaubt hatten, fühlten sich nun gefoppt. Dabei waren sie selbst schuld, hatten sie doch zu Müslis Atlantiskarte noch „Beweise" hinzuerfunden, um ihre Lehre zu festigen. [20] Freilich wankte das Lehrgebäude kaum, als der Stein, um den es errichtet worden war, wieder verschwand; doch verwandelte sich die frühere Begeisterung von Müslis Anhängern in Zorn über den Mann, den sie nun für einen Abtrünnigen hielten.

Zu allem Unglück meldete sich auch noch Bert Brundels zu Wort. Er gab sich vertraulich und äußerte, er habe es kommen sehen. Seine eigenen früheren Untersuchungen seien Beweis genug für das kretische Atlantis, falls es überhaupt ein Atlantis gegeben habe. Apropos Beweise:

39. Zwei atlantische Beweisgegenstände

habe Müsli nun schon, und formal sei jeder echt. Die Karte von Atlantis sei unzweifelhaft eine Karte von Atlantis, und der kretische Dolch sei ein echter kretischer Dolch, noch dazu von auserlesener Schönheit der Verzierungen, wie sie durchaus der kulturellen und wirtschaftlichen Höhe eines Atlantis entspräche. Nun stehe Müsli da und wisse nicht aus noch ein.

Professor Hieronymus gab zu, sich auf ein unsicheres Gebiet begeben zu haben.

„Aber nicht doch“, erwiderte Brundels, „unsicher ist gar kein Ausdruck! Das von Ihnen beschrittene Gebiet ist geradezu katastrophal gefährlich!“

Müsli blickte traurig ins Leere und seufzte.

40. „Nicht genug damit“,

fuhr Bert Brundels fort, „haben Sie überhaupt schon gehört, daß jetzt einige Helgoland-Fanatiker die lachenden Dritten sind?“

Damit hatte Müsli nicht gerechnet. Er hätte nie geglaubt, daß die vage Vermutung, Atlantis könnte Helgoland beziehungsweise Helgoland der Rest von Atlantis sein, noch Anhänger hatte.

„Sie können sich ja noch zum allgemeinen Gespött nach Helgoland begeben und von dort einen weiteren Beweisgegenstand für Atlantis mitbringen. Das Jahr 1300 vor der Zeitenwende zu erreichen müßte Ihnen ja ein leichtes sein bei Ihren Erfahrungen, geschätzter Professor.“ Bert Brundels’ Spott war unüberhörbar.

41. „Nun gerade!“

Und kurzerhand reiste der früher so gesetzte, jedoch plötzlich fanatisch gewordene, nichtsdestoweniger aber noch immer ehrenwerte und gewissenhafte Professor Hieronymus ab, ohne auch nur die Andeutung eines Kommentars zu geben. Vorbereitungen schenkte er sich. Als räumliches Ziel wählte er das heutige Helgoland, um bei einem Fehler der Tempometeranzeige oder der zu untersuchenden Hypothese nicht auf offener See zu landen. Die hypothetische Hauptstadt von Helgoland-Atlantis befand sich ja östlich der heutigen Insel.

Unterwegs holte Müsli einen abgegriffenen Zettel hervor, auf dem er die wesentlichsten Atlantis-Hypothesen notiert hatte. Er las: „1300 vor unserer Zeitrechnung Helgoland, Untergang durch Flutwelle, die durch Einschlag eines größeren Meteoriten hervorgerufen wurde. Hochbronzezeitliche Kultur, Anfänge des Eisenschmelzens. Viel Gold und Bernstein. Hauptstadt Basileia."

Viel war es nicht. Aber er hatte sich nie eingehender mit dieser für ihn längst abgetanen Hypothese beschäftigt, und die größte Bibliothek seiner Universitätsstadt war nicht in der Lage gewesen, ihm weiterzuhelfen. So lange, bis er die vorhandenen, aber nicht sofort greifbaren Bücher in Ruhe lesen konnte, hatte er nicht warten wollen; zu sehr drängte es ihn, endlich Klarheit zu schaffen. Also kam er völlig unvoreingenommen auf der Insel an.

42. Auf Helgoland

angelangt, fand er sich in einer menschenleeren Heidelandschaft mit etlichen lockeren, vom Wind zerzausten Baumgruppen wieder. Im Osten wiesen Rauchfahnen auf das Vorhandensein von Ansiedlungen hin, die jedoch tiefer lagen als die Heide und daher nicht zu sehen waren. Breitete sich dort vielleicht das sagenhafte Atlantis?

Der Professor schritt in jene Richtung aus. Nach wenigen Minuten erblickte er rechts von seinem Wege hinter einem kleinen Wäldchen zwei Papierdrachen am Himmel und schmunzelte. Wie findig doch immer gerade die Kinder waren! Eben überlegte Müsli, ob er nicht abbiegen und die Kinder befragen sollte, als er vor sich im Gras etwas glitzern sah. Er blieb stehen, bückte sich, fand eine Kette aus Goldmedaillons von beachtlichen Ausmaßen und hob sie auf, um sie genauer zu betrachten.

43. Die Medaillons

zeigten verschlungene, rautenförmige Ornamente; auf zweien allerdings fand Müsli Abbildungen von Segelschiffen. Er wunderte sich über die ausgezeichnete Prägetechnik — die Medaillons waren wirklich kreisrund, gratfrei, alle von gleicher Größe — und darüber, daß die Kette einfach so herumlag, ziemlich gut sichtbar, ohne daß sich jemand für sie interessiert hatte. Was mußten die Helgoländer für ein reiches Volk sein, wenn sie solch wertvolle Dinge achtlos liegenließen! Der Professor holte seinen Zettel hervor: „Viel Gold und Bernstein."

Als er den Zettel wieder wegsteckte, erklang hinter ihm eine Stimme. Müsli wandte sich um und erblickte einen vielleicht zehnjährigen

Jungen und ein etwas jüngeres Mädchen, die in kittelähnliche Umhänge aus hellem, grobem Tuch gekleidet waren. Der Junge trug einen großen Drachen unter dem Arm.

Müsli hatte sich die vorzeitlichen Helgoländer immer als in Tierfelle gekleidete Hünen vorgestellt, warum, wußte er selbst nicht zu sagen. Das Auftauchen der Kinder überraschte ihn daher. Außerdem hatte er kein Wort verstanden.

44. Die Kinder

warteten geduldig auf Antwort, die ihnen Müsli schuldig blieb. Endlich fiel ihm der Taschenübersetzer ein. Er holte ihn hervor und betätigte den Schalter. Dann wußte er nicht, was er sagen sollte, lächelte und drehte gedankenlos die Kette um den Finger.

„Ist das deine Kette?“ erkundigte sich das Mädchen.

Müsli lächelte vorsichtshalber noch strahlender und antwortete: „Hm . . ., na ja . . . Die hier?“

„Unser Drachen ist kaputt“, erklärte der Junge sachlich und zeigte, wo in der Bespannung ein langer Riß klaffte. „Gibst du uns neues Papier?“

Der Professor zog die Augenbrauen und die Schultern hoch, dann sagte er: „Das tut mir schrecklich leid, aber ich hab keins bei mir. Ich hab überhaupt keins.“

Der Junge sah ihn ungläubig an. „Aber du bist doch auch von der Atlandei?“

„Woher?“

„Von der Atlandei. Bist du etwa nicht . . .?“

45. „Also auch hier . . .“,

stammelte der Professor mit weit aufgerissenen Augen, seine Umwelt vergessend. Die Kette, die er herum gewirbelt hatte, flog ihm vom Finger und fiel ein Stück entfernt ins Gras, ohne daß er es bemerkte. Also auch hier, dachte er erschüttert, das dritte authentische Atlantis — das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann, selbst ein Atlantologe. Die jahrelangen Forschungen — alles für die Katz. Ja, ist denn Atlantis überall?

Er sah in Gedanken Bert Brundels, der ihn höhnisch anblickte.

„Nein!“ rief Professor Hieronymus und dachte: Nein, das darf nicht sein, das *kann* nicht sein! Ich muß einen Ausweg aus dem Irrsinn finden. Ich muß die Ruhe bewahren und nachdenken, ruhig, ganz ruhig . . .

46. Das Mädchen

hatte inzwischen die Kette aufgehoben und brachte sie zurück.

Der Professor fragte die Kinder: „Diese Atlandei . . ., wo ist denn das?“

Der Junge schaute ihn verständnislos an, wies mit der Hand unbestimmt in Richtung Osten und sagte: „Na da . . .“

„Die Atlandei ist ein großes und mächtiges Land und liegt hinter dem Meer“, erzählte das Mädchen und gab Müsli die Kette. Der nahm sie und hätte beinahe begonnen, sie wieder um die Finger kreisen zu lassen; doch plötzlich stutzte er, wog die Kette in der Hand, runzelte die Stirn, kramte hektisch in seinen Taschen, warf achtlos den Hausschlüssel auf die Erde, steckte das Taschentuch in die Brusttasche . . .

Schließlich hielt er die Nagelfeile in der Hand und begann, die Unterlippe zwischen den Zähnen, eins der Medaillons zu bearbeiten. Es dauerte nicht lange, da wurden die Feilspäne grobkörniger und dunkler. Müsli hielt inne, als traue er seinen Augen nicht, fuhr mit dem Finger über die gefeilte Fläche. Die Fingerkuppe wurde dunkelgrau. Vergoldetes Aluminium!

47. „Alles Schwindel!“

brüllte Müsli über die Heide, schaltete sorgfältig den Taschenübersetzer aus und wiederholte inbrünstig: „Alles Schwindel!“ Dann rannte er zur Zeitmaschine, sprang hinein, schlug die Luke zu, um die Insel und das Zeitalter fluchtartig zu verlassen. Er hatte ja in derartigen Starts schon eine gewisse Übung.

Die Kinder blickten ihm verwundert, aber nicht erschrocken nach. Der Junge hob Müslis Schlüsselbund auf und stellte gekränkt fest: „Und doch war er von der Atlandei.“

48. Ein furchtbarer Verdacht

ging dem Professor nicht aus dem Sinn, als er sich in der Maschine seiner eigenen Zeit näherte. Zwar war es nur ein Verdacht, ein recht vager zudem; noch verstand der Professor das alles nicht. Warum schuf die Klärung des Atlantisproblems nur Unklarheit? Er beschloß, über Helgoland-Atlantis vorerst nichts bekanntzugeben, bis er einige weitere Theorien — und seien sie noch so abwegig — untersucht hatte. Er betrachtete seinen zerknitterten Zettel. Dort stand als nächstes Tartessos, in der Bibel als reiche Handelsstadt Tarschisch erwähnt, an der Südwestküste Spaniens gelegen.

49. Die Ungewißheit

ließ ihm keine Ruhe, so verweilte Müsli nur kurze Zeit in seiner

Heimatepoche, um sich mit Jan zu treffen. Selbst ihm sagte er nichts von seinem Verdacht, sondern bat ihn nur, einige Arbeiten zu erledigen, die während seiner Abwesenheit angefallen waren. Aber Jan war leider zu beschäftigt, und so mußte die Arbeit liegenbleiben.

50. Tartessos

war wichtiger. Zwischen 1100 und 530 v. u. Z. sollte die Stadt bestanden haben — eine Kleinigkeit für eine Zeitmaschine wie diese.

Müsli, mittlerweile ein erfahrener und geschickter Temponaut, wollte durchaus die Wintersonnenwende des Jahres 701 v. u. Z. erleben, aus Eitelkeit oder historischem Ehrgeiz — wer weiß.

Stolz darauf, den Ankunftstag ohne Computer errechnet zu haben, entstieg er am Ziel vergnügt und voller Forscherdrang seinem Tempomobil.

Er stand am Berghang eines Talkessels, der sich zum Meer hin öffnete und in dem die Stadt lag, zweifellos Tartessos-Tarschisch. Nein, das konnte auf keinen Fall Atlantis sein. Sehr zufrieden betrachtete der Professor den Sonnenuntergang.

51. Nach Einbruch der Dunkelheit

brach er in die Stadt auf. Er begab sich, unauffällig gekleidet, ins Tal und befand sich bald in den engen Gassen zwischen ein- bis zweistöckigen Häusern. Nur einigen wenigen Sklaven begegnete er, sonst war alles ruhig.

Er hatte fast die ganze Stadt durchwandert, als er in einem Haus Lärm hörte. Vorsichtig näherte er sich und sah vor dem Haus einen Sklaven Amphoren aus einem Tragkorb laden. Er trat hinzu, wünschte auf phönizisch einen guten Abend und schaute in das erstaunte Gesicht des Sklaven.

52. Der Sklave

legte eine Amphore ab, faßte unter sein einfaches Gewand, rückte dort irgend etwas zurecht und blickte Müsli aufmerksam an. Er sah nicht dumm aus. Müsli beschloß, ihn zu befragen. „Was ist im Hause für Lärm?“

„Die Herrschaften feiern Silvester zur Jahrhundertwende.“

Müsli erschrak, weil er sich verrechnet haben mußte mit der Wintersonnenwende. Das beschäftigte ihn so, daß er automatisch fragte, wer denn die Herrschaften seien.

„Gelehrte Herren aus aller Welt“, erwiderte der Sklave und nahm die

letzte Amphore aus dem Korb.

Müsli glaubte Schrift auf ihr zu erkennen und nahm sie in die Hände. Er begann zu zittern, als er die Aufschrift las, die zweifellos die Funktion eines Flaschenetiketts erfüllte.

53. In griechischen Großbuchstaben

stand dort: „ATLANTIS NEKTAR“. Müsli war nahe daran, die Amphore an der Hauswand zu zerschmettern, und er hätte es gewiß getan, wenn der Sklave sie nicht behutsam genommen und in einen Sack gesteckt hätte. Damit ging er ins Haus, nicht ohne die Tür sorgfältig zu verriegeln.

Müsli stand allein in der stillen Gasse und wollte sich der Verzweiflung ergeben, als ihm ein rettender Gedanke kam, der jedoch seinen schwärzesten Verdacht bestätigte. Woher wußten die Leute erstens, daß Silvester war, und zweitens, daß das Jahr 701 und somit das Jahrhundert vor der Zeitrechnung zu Ende ging? Wie konnten sie wissen, daß man in 700 Jahren eine Zeitrechnung beginnen würde?

„Alles Schwindel!“ murmelte er zähneknirschend. Das konnten nur Leute sein, die mindestens siebenhundert Jahre später geboren waren, folglich Zeitreisende.

54. Touristen

womöglich, sensationslüstern und verwöhnt. Vielleicht aber auch Studenten, auf einen exzentrischen Ulk erpicht. Und was eignete sich dafür besser als eine Silvesterfeier in der Antike, im sagenumwobenen Atlantis. Dazu braucht man nicht einmal das echte, nein, man fälscht sich eins zusammen. Eine antike Stadt, ein bißchen guter Wein, Samos vielleicht, in wohletikettierte Amphoren gefüllt, und fertig. Ein ehrenwerter Professor Hieronymus aber läuft sich die Hacken wund beziehungsweise fährt sich die Kristallsäule brüchig, um das schließlich festzustellen. Ein höchst makabrer Ulk, meine Herrschaften Studenten, billige Effekthascherei, ihr Temporaltouristen. Schämt euch was!

55. Finstere Gedanken

dieser Art beschäftigten Müsli, als er zur Zeitmaschine zurückging. Dort angelangt, stieg er ein, vorerst noch ohne Entschluß, völlig verwirrt vom Bewußtsein des Unrechts, das der Vergangenheit, der Geschichtswissenschaft und nicht zuletzt der Atlantologie in Gestalt ihres ernsthaftesten Vertreters angetan wurde. Sollte er nicht eingreifen? Das konnte sich doch ausbreiten wie eine Seuche, nichts und niemand

wäre dann vor solcher Fälschung sicher.

Ihm fielen Einzelheiten von Helgoland wieder ein — wenn nun jeder Aluminium in die Antike einführen wollte! Oder Papierdrachen, überhaupt Papier: Diese verantwortungslosen Temporalrowdys schienen die Tragweite ihres Handelns nicht zu erkennen. Papier in der Antike! Bald würde man das Formular erfinden, kurzum, die weitere Entwicklung der Menschheit würde in jeder Weise gehemmt!

56. Der Untergang

der „Atlandei“ erschien in diesem Licht durchaus begreiflich. Natürlich war Helgoland nicht das echte Atlantis, soviel stand fest, aber auch ein falsches konnte schließlich untergehen. Die Verfechter der Helgolandtheorie hatten also nicht einmal völlig unrecht, wie konnten sie auch wissen, daß jemand heimtückisch den Begriff „Atlandei“ samt Aluminium und Papier auf die Insel einschleppen würde. Warum eigentlich „Atlandei“ statt „Atlantis“? Offenbar wußten die Schuldigen nicht einmal genau, wie das, was sie fälschten, richtig hieß — unfaßbar!

So betrachtet, konnte sogar an der völlig unsinnig scheinenden Annahme etwas dran sein, Atlantis habe in der Sahara gelegen, da man ja eine Oase in gewissem Sinne als Insel bezeichnen kann. Müsli wunderte sich jetzt schon über gar nichts mehr und beschloß, unverzüglich selbst nachzusehen.

57. In der Sahara

mußte er freilich recht lange suchen. Er ließ die Zeitmaschine über der Gegend kreisen und hielt Ausschau. Stellenweise war noch Savanne vorhanden, wenn auch schon reichlich verwüstet. (Sollten etwa auch hier Zeitreisende . . .?)

Plötzlich fiel ihm ein glänzender Punkt am Erdboden ins Auge. Er versuchte zu erkennen, was das wohl sein könnte, es gelang ihm aber nicht. Mit der Zeitmaschine tiefer zu gehen, wagte er nicht, denn eine fliegende Zeitmaschine ist selbst mit dem Raumbildprojektor nur schlecht zu tarnen. Also landete der Professor in einiger Entfernung, legte sein antikes Reisegewand an und machte sich zu Fuß auf den Weg, in der Hoffnung, er möge als Fußgänger in der Steppe nicht allzu sonderbar wirken. Dieses Risiko mußte er eingehen.

58. Wenig später

kam der glänzende Gegenstand in Sicht, und Müsli wunderte sich nicht einmal, als er erkannte, was es war: eine andere Zeitmaschine, wenn

auch kein Serienmodell. Gemessenen Schrittes näherte er sich der fremden Maschine und gewahrte in ihrer Nähe einen Mann. Der machte sich an irgendeinem Gerät zu schaffen, das er mit seinem Rücken verdeckte, so daß nur das dreibeinige Stativ der Apparatur zu sehen war. Er trug einen hellen Tropenanzug und einen Sombrero.

Einer Eingebung folgend, begrüßte ihn Professor Hieronymus auf aztekisch, darauf rechnend, daß der Fremde diese Sprache keinesfalls verstehe und ihn für einen Einheimischen halte.

59. Der Fremde

zuckte zusammen, als er hinter sich eine Stimme vernahm, und wandte sich um. Erstaunen malte sich auf seinem Gesicht, dann eilte er zur wenige Schritte entfernten Zeitmaschine und verschwand darin. Professor Müsli warf einen Blick auf das Stativ und stellte fest, daß es meteorologische Meßgeräte trug. Eingehender konnte er es nicht betrachten, denn aus dem Inneren seiner Maschine erschien wieder der fremde Zeitreisende, in der Hand einen Taschenübersetzer.

60. Der falsche Wüstenbewohner,

das heißt Professor Hieronymus, wiederholte seinen Gruß, den der Fremde nun verstand und erwiderte, wobei er nervös an seiner Brille herumfingerte.

„Was tust du hier, Fremder“, fragte Müsli würdevoll, „und zu welchem Stamm gehörst du? Was sind dies für Wunderdinge? Noch nie habe ich so ein seltsames Haus gesehen.“ Dabei wies er auf die Apparate und die Zeitmaschine.

Der Zeitreisende hatte sich, als er dies hörte, beruhigt und erklärte sorglos: „Oh, ich komme aus einem großen und mächtigen Land, das eine Tagesreise gen Sonnenaufgang liegt — oder vielleicht gen Mittag? Die Götter sind unserem Land gnädig, und ich bin hier, um ihnen zu opfern. Die Bewohner unseres Landes vermögen viele Zauberdinge zu vollbringen, das Land aber — es liegt wohl doch mehr gen Mittag, glaube ich —, das Land heißt Atlantis.“

61. Diese dreisten Worte

ließen Müsli die Beherrschung verlieren. Nicht mehr in Aztekisch, sondern in der Welteinheitssprache des dritten Jahrtausends schrie er: „Hab ich dich doch erwischt! So eine Frechheit! So eine bodenlose Frechheit . . . Du . . .“ Er verlor den Faden und schnappte nach Luft.

Der andere Zeitreisende hingegen schien nicht sonderlich erstaunt,

einem temponautischen Kollegen zu begegnen, wunderte sich aber über Müslis Wutausbruch und fragte verständnislos: „Was wollen Sie eigentlich? Warum schreien Sie mich an? Und wer sind Sie?“

Der Professor unterdrückte mühsam seine Erregung wie auch den Wunsch, handgreiflich zu werden, und sagte mit zornbebender Stimme: „Ich bin Professor Müsli, äh, Hieronymus, und was ich will — da fragen Sie noch? Ausgerechnet *Sie*?“ Er wies auf die Meßgeräte und auf die Zeitmaschine. „Und was ist *das*? Das ist der Gipfel!“

„Das ist eine Zeitmaschine“, widersprach der Fremde gelassen. „Sieht man das etwa nicht?“

„O doch, das sieht man!“ entgegnete Professor Hieronymus. „Das ist es ja eben: Warum tarnen Sie Ihre Zeitmaschine nicht? Wie kommen Sie dazu, hier in diesem Aufzug herumzulaufen und Ihre Geräte aufzubauen, als wären Sie zu Hause? Und warum, frage ich Sie, warum behaupten Sie, aus Atlantis zu kommen? *Ja, kennen Sie denn die Instruktionen nicht?*“

62. Die Instruktionen

kenne er sehr wohl, erklärte der Fremde. Ebendeswegen sage er ja, er komme aus Atlantis, um die Maschine nicht tarnen zu müssen, was er im übrigen ohnehin nicht tun könne.

„Wieso“, erkundigte sich Müsli, „ist Ihr Raumbildprojektor defekt?“

„Ich habe gar keinen“, lautete die Antwort.

„Sie haben keinen?“

„Nein, wozu auch? Ich komme doch aus Atlantis. Sie etwa nicht?“

„Nein! Das heißt, doch, aber nicht direkt, und überhaupt . . . Aber darum geht es ja gar nicht, wieso *Sie* aus Atlantis kommen, will ich wissen!“ Dabei warf der Professor mit anklagender Gebärde die Hand nach vorn und leider auch einen Meßzylinder von der Stativplatte.

Der Fremde bückte sich hastig, hob das zum Glück unversehrte Glas wieder auf und blickte den Professor vorwurfsvoll und mißtrauisch an, als erwäge er, ob Müsli nicht vielleicht doch ein barbarischer Ureinwohner sei. Dann stellte er den Meßzylinder vorsichtig wieder an seinen Platz und sagte begütigend: „Nun, ich sehe, Sie wissen wirklich nicht Bescheid. Ich werde Ihnen alles erklären.“

63. Die Erklärung

begann er, indem er aus seiner Zeitmaschine zwei Klappstühle holte, sie aufstellte und sich entschuldigte, daß er Müsli keinen Platz im Schatten anbieten könne, da die Maschine für zwei Personen zu klein sei.

Professor Hieronymus setzte sich und sagte: „Ich höre.“

„Also“, fing der Fremde an, „ich heiße Bazyli Kowalski. Ich bin Botaniker und erforsche den Einfluß mittelfristiger Klimaschwankungen auf die Mitosen des Kalyptrogens verschiedener Nacktsamer im Zusammenhang mit den Korrelationen zwischen Rhizosphäre und Geomagnetismus.“

„Ach so“, sagte Müsli.

„Nun ja“, fuhr Bazyli Kowalski fort, „da die Kalyptra ein bisher . . .“

„Warum sagen Sie, Sie kämen aus Atlantis?“

„Aber das erkläre ich doch gerade . . . Ich muß meine Forschungen in verschiedenen Zeitaltern betreiben, also habe ich mir eine Zeitmaschine besorgt, leider nur eine sehr kleine. Um die Instruktionen nicht zu verletzen“ — Müsli horchte auf —, „sage ich, falls ich auf Einheimische treffe, ich sei aus Atlantis. Das ist ja in der antiken Welt als Wunderland bekannt, folglich setzte ich keinen Mythos in Umlauf, sondern nutze nur einen aus, der ohnehin schon existiert.“

„Nicht zu fassen!“ murmelte Professor Hieronymus.

„Oh, ich bin selbst nur durch Zufall daraufgekommen“, bemerkte der Botaniker bescheiden. „Als ich die Jungs von der Atlandei suchte . . .“

64. „Atlandei?“

Müsli sprang auf. „Sagten Sie *Atlandei*?“

„Warum nicht?“ fragte Bazyli verwundert, stand ebenfalls auf und trat zwischen den Professor und die Meßgeräte. „Ich sagte in der Tat ATLandEi. Archäologisch-temponautische Landeeinheit.“

„Ja, ja, natürlich“, antwortete Müsli mechanisch und sank zerschmettert wieder auf den Klappstuhl.

„Ich wußte also, daß die Archäologen damals auch dort zu tun hatten, auf Helgoland nämlich; ich hatte es zufällig in den ‚Chronophilen Blättern‘ gelesen und dann mit den Archäologen verabredet, sie sollten mich bei meiner Ankunft abholen. Wie ich nun so mit vorschriftsmäßig eingeschaltetem Übersetzer aus der vorschriftsmäßig getarnten Zeitmaschine steige, sehe ich auch wirklich zwei Männer dort stehen und frage: ‚Wo sind denn die übrigen von der Atlandei?‘ Wenn meine Brille nicht beschlagen gewesen wäre, hätte ich natürlich gleich erkannt, daß es keine Archäologen waren. Die beiden Einheimischen erwiesen sich als schrecklich neugierig und wollten wissen, wo denn die Atlandei liege und so weiter; irgendwas mußte ich ihnen schließlich erzählen, nicht wahr?“

Müsli konnte nicht mehr widersprechen.

fuhr fort: „Damals war mir das sehr peinlich, aber später, als ich die Archäologen gefunden hatte, begriffen wir, welche Vorteile sich da boten. Sie glauben ja nicht, wie diese Instruktionen mit ihrer Tarnung und den anderen Vorschriften die wissenschaftliche Arbeit behindern. Wenn man sagt, man kommt aus Atlantis, hat man es viel einfacher. Man kann die moderne Technik benutzen und in Ruhe seine Forschungen betreiben, ohne Angst haben zu müssen, daß aus jedem verlorenen Schräubchen eine Legende entsteht. Als sich die Helgoländer daran gewöhnt hatten, daß wir aus einem fremden Wunderland kamen, lief die Arbeit der Kollegen Archäologen viel reibungsloser. Auf Helgoland hatte ich noch diesen blöden Raumbildprojektor in der Maschine; seit ich den ausgebaut habe, weiß ich wenigstens, wo ich meine Meßapparatur unterbringen kann. Außerdem ist der Kontakt mit den Einheimischen viel leichter, was sage ich, er ist überhaupt erst richtig möglich, denn die Instruktionen verbieten ihn ja fast völlig. Die Temponauten von den historischen Fakultäten können doch ohne solche Kontakte überhaupt nicht auskommen, in Tartessos zum Beispiel . . .“

„Ach, in Tartessos — das waren Sie also auch?“ erkundigte sich Müsli gefaßt.

„In Tartessos — ich? Nein, was meinen Sie?“

„In Tartessos“, erklärte der Professor langsam, jede Silbe sorgfältig artikulierend, „in Tartessos benutzen gewisse ‚Forscher‘ Ihr famoses System, um ungestört Orgien in historischer Umgebung feiern zu können. Was sagen Sie *dazu*?“

„Damit habe ich nichts zu schaffen“, verwahrte sich Bazyli Kowalski. „Ich bin nie in Tartessos gewesen, und ich glaube auch nicht, daß die Jungs von der Atlandei so was machen; das sind ernsthafte Wissenschaftler.“ (Müsli lachte sarkastisch auf, doch der Botaniker nahm es nicht wahr.) „Aber natürlich sprechen sich solche aussichtsreichen Methoden unter den Kollegen schnell herum. Neulich hat mir jemand geschrieben, er plane eine Expedition nach Tartessos und habe von meinem System gehört. Selbstverständlich habe ich seinen Wunsch erfüllt und alle Einzelheiten, nach denen er fragte, mitgeteilt. Ich konnte ja nicht ahnen, daß es so ausarten würde. Hier irgendwo in der Nähe soll es übrigens auch ein Atlantis geben, einen als Atlantis getarnten Forschungsstützpunkt meine ich. Ich dachte erst, Sie kämen von dort, weil Sie doch zu Fuß waren.“

„Ich komme nicht von dort. Aber ich werde dorthin gehen“, erklärte Müsli entschlossen und erhob sich. „Wo ist es?“

„Irgendwo da drüben.“ Kowalski wies unbestimmt nach Südosten. „Es werden an die zwanzig, dreißig Kilometer sein. Genau weiß ich es nicht, ich war selbst noch nicht dort. Wissen Sie, die Korrelationen zwischen Rhizosphäre und Magnetismus sind in dieser Gegend etwas kompliziert, deshalb habe ich . . .“

„Danke“, sagte Müsli, „leben Sie wohl!“ Darauf schritt er würdevoll davon, dorthin, wo er seine Zeitmaschine zurückgelassen hatte. Der Botaniker blickte ihm nach und machte sich dann kopfschüttelnd wieder an seine Arbeit.

66. Die Nacht

verbrachte Professor Hieronymus unfreiwillig im Freien — was angesichts der recht niedrigen Temperaturen sehr unangenehm war —; denn er hatte seine Zeitmaschine so gut getarnt, daß er sie vor Einbruch der Dunkelheit nicht wiederfinden konnte. Zu dem gewissenlosen Botaniker zurückzukehren kam für ihn nicht in Frage.

67. Tags darauf

fand er die Maschine, stieg ein und flog nach Südosten. Es dauerte nicht lange, und er erblickte den „Forschungsstützpunkt“, von dem der Botaniker gesprochen hatte.

Es war eine Ansiedlung aus Blockhütten und Glas-Stahl-Bauten, umgeben von einem Wassergraben, in dem sich Krokodile tummelten. Auf einer Brücke standen Kinder und verfütterten Corned beef an die Tiere. Vor den Blockhütten und Bungalows lagen Leute in Liegestühlen.

Einiges hatte Müsli ja erwartet, aber nicht das. Er näherte sich und stellte fest, daß diese Ansiedlung ein Urlauberparadies war. Am Eingang stand ein Kiosk, wo ein Mann in antiker Kleidung Souvenirs verhökerte.

Souvenirs aus aller Welt, aus allen Zeiten, doch jedes mit der Aufschrift „Gruß aus Atlantis“, ob es nun ein versteinerter Seeigel, ein Plüschtier (Löwe oder Kamel), ein verchromter „antiker“ Dolch, eine Tunika oder ein Bernsteinarmband waren. (Dem Professor fiel erst jetzt auf, daß die Sahara-Siedlung keinen eigenen Fernsehturm hatte.)

68. Müsli war erschüttert.

So trieb man Schindluder mit der Wissenschaft, die sich seit Jahrhunderten um die Lösung des Atlantisrätsels bemühte.

Das war ein Attentat auf all die Jahre intensiver Forschungsarbeit, die Müsli diesem so ernsten Problem gewidmet hatte.

Müsli drängte es, die Temporalrowdys zur Rede zu stellen, doch dann

besann er sich, und nach einem letzten Blick voll Verachtung in den Abgrund temponautischen Sittenverfalls verließ er mit seiner Maschine den Ort und das Zeitalter.

69. Die Schuldigen

sollen ihrer gerechten Strafe nicht entgehen, beschloß Professor Hieronymus, aus dem falschen Sahara-Atlantis zurückgekehrt; vorerst jedoch wollte er Stillschweigen bewahren. Die Urheber des Instruktionsfrevels öffentlich anzuklagen hätte zur Folge gehabt, daß die Methode der falschen Atlantier allgemein bekannt wurde. Darauf wollte es der Professor nicht ankommen lassen, bevor er das Atlantisproblem nicht endgültig geklärt hatte. Er fühlte, daß er dem echten Atlantis wieder näher war, und wollte nicht riskieren, daß weitere Gebiete von Fälschern als Atlantis ausgegeben wurden. Außerdem konnte er ja nicht wissen, ob die Maßnahmen gegen jene Mystifikatoren nicht auch völlig Unschuldige trafen; es wäre ihm schwergefallen, sich von seiner Zeitmaschine zu trennen. Daher weihte er nur Jan ein.

70. Jans Reaktion,

als er von den Atlantisfälschungen erfuhr, glich der des Professors. Der alte Schulfreund schwor, die Verantwortlichen zu finden, sie zu bestrafen und alles zu tun, daß dergleichen Schandtaten künftig unmöglich seien. Nur mit Mühe gelang es Müsli, ihn von übereilten Schritten abzuhalten. Jan versprach schließlich, vor der endgültigen Lösung des atlantischen Rätsels nichts zu unternehmen, höchstens nachzudenken, wie man später am wirksamsten vorgehen könne.

Prof. HIERONYMUS (*gen. Müesli*)

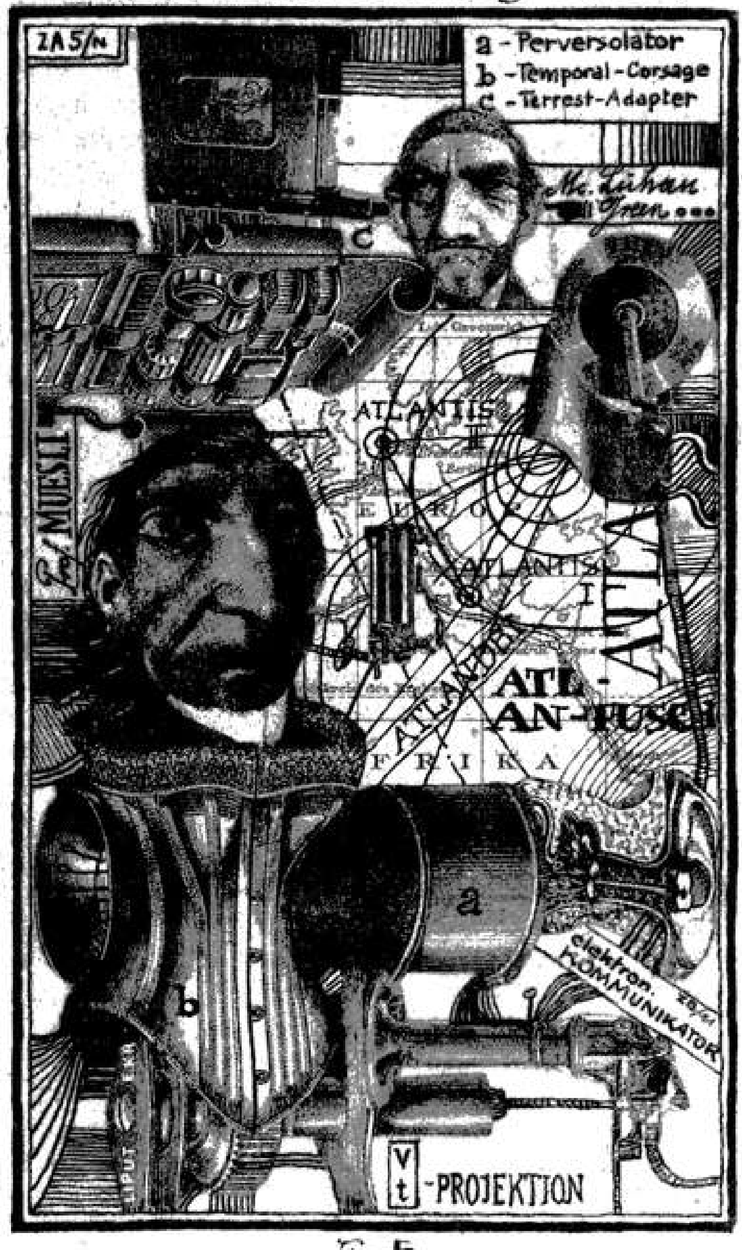


Fig. 5

71. Verbündete,

sagte Jan weiter, werde er gewiß finden; sein Kollege McLuhan-Green aus der Tempometrieabteilung des Tim-Traveller-Kombinats habe sich bereits voll Besorgnis über die zunehmende Zahl offiziell nicht registrierter Starts geäußert. Was konkret zu tun sei, wisse er freilich auch noch nicht.

72. Die beiden Freunde

kamen schließlich überein, Jan solle den Kampf gegen die Temporalsünder vorbereiten und dafür Bundesgenossen um sich scharen, gleichzeitig aber verfrühte Aktionen verhindern, die Müslis Forschungen schaden könnten. Der Professor wollte unterdessen die Atlantis-Frage klären. Jan empfahl ihm, Bert Brundels ins Vertrauen und zu Rate zu ziehen. Zwar kannte Jan den Opponenten des Professors nicht, doch handelte es sich offensichtlich um einen zuverlässigen Wissenschaftler mit umfassender Sachkenntnis. Dem konnte Müsli nicht widersprechen und meinte, wenn Brundels auch in Sachen Atlantis einer Irrlehre verfallen sei, könne er doch wenigstens im übrigen als anständiger Mensch gelten.

73. Der anständige Mensch

Bert Brundels, den Müsli bald darauf zu einem Gespräch eingeladen hatte, zeigte sich in der Tat tief betrübt, als er von der temporalen Umweltverschmutzung vernahm. „Aber“, sagte er mit einer vagen Kopfbewegung nach dem Schrank hin, in dem Professor Hieronymus hinter Stahl, Asbest und Panzerglas die Karte von Atlantis und den kretischen Dolch aufbewahrte, „die Sache hat auch ihr Gutes.“

„Wie bitte?“ vergewisserte sich Müsli und blickte seinen Gast konsterniert an. Leider konnte er seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen, denn Bert Brundels saß mit dem Rücken zur Veranda, die Septembersonne stand direkt über seinem Kopf, und gegen das Licht konnte der Professor nicht gleich ausmachen, ob sein Kollege etwa scherzte. „Sagten Sie *Gutes*?“

„Ja, natürlich. Jetzt wissen wir wenigstens mit Sicherheit, wo Atlantis *nicht* gelegen hat. Alle diese absurden Atlantishypothesen haben Sie ja durch Ihre Entdeckung widerlegt, übriggeblieben sind Atlantis auf Kreta und Ihre Insel bei den Azoren. Nun, und was die beiden angeht, so gibt es ja doch keinen Zweifel, daß das wahre Atlantis nur auf Kreta . . .“

Müsli widersprach heftig.

„Zumindest“, lenkte der Besucher schließlich ein, „kann nur einer der beiden Beweisgegenstände aus dem echten Atlantis stammen. Ein

Vergleich macht aber deutlich . . . Ach, könnte ich bitte noch einmal einen Blick darauf werfen?“

74. Karte und Dolch

dem Safe zu entnehmen beanspruchte einige Zeit, doch Professor Hieronymus erfüllte den Wunsch seines Gastes. Der distanzierte sich unterdessen nochmals in aller Entschiedenheit von den Temporalrowdys und stellte Überlegungen an, wie man ihnen das Handwerk legen könnte.

„Andererseits“, meinte er, „kann ich zwar solche verantwortungslosen Mystifikationen in keiner Weise entschuldigen, wohl aber nachfühlen, was manche Kollegen — keine Touristen, sondern solide Wissenschaftler — dazu bewogen hat. Man erhält so schwer eine Zeitmaschine und dann nur für eine so kurze Zeit, daß man kaum zum Forschen kommt. Da versucht eben mancher, sich die Arbeit mit allen Mitteln zu erleichtern.“

Er unterbrach sich, als Müsli die beiden atlantischen Beweisgegenstände vor ihm auf den Tisch legte. Die Karte ließ er vorläufig unbeachtet, holte eine starke Lupe aus seiner Tasche und schickte sich an, den Dolch eingehend zu untersuchen.

In diesem Augenblick klopfte jemand an die Tür, in rascher Folge dreimal schwächer, einmal stärker. Der Professor ging öffnen.

75. Vor der Tür

stand Jan. Müsli begrüßte ihn erfreut und führte ihn ins Zimmer. Jan begann unterdessen aufgeregt zu berichten, er wisse schon etliche Mitstreiter gegen die Instruktionsfrevler, und man müsse nun eine geeignete Organisationsform finden. Wie er so sprach, betraten sie das Zimmer, in dem Bert Brundels saß, den Dolch in der einen Hand, in der anderen die Lupe. Professor Hieronymus sagte: „Darf ich bekannt machen — das ist mein alter Schulfreund Jan . . .“

Jan trat näher, Bert Brundels legte die Lupe beiseite, erhob sich höflich, streckte die Hand aus und sagte mit unsicherer Stimme: „Angenehm, sehr angenehm . . . Habe ich Sie vielleicht schon irgendwo . . .?“

Zur gleichen Zeit sagte Müsli: „Und das ist . . .“

„Das ist er!“ schrie Jan plötzlich auf. „*Er!* Der Schankwirt von Knossos! Judas!“ Und ohne weitere Erklärung stürzte er sich auf den falschen Atlantier — und falschen Kreter! — Bert Brundels, des Dolches in dessen linker Hand nicht achtend.

76. Der Verräter

an der Atlantologie ließ den Dolch fallen und ergriff über die Veranda die Flucht. Jan setzte über den Tisch dem Flüchtigen nach.

Müsli folgte ihnen, ohne recht zu begreifen, was geschah, und rief nach einer Weile: „Jan! Was soll das? Willst du Herrn Brundels etwa . . .?“

„In Atlantis wird nicht geprügelt“, brüllte Jan. *„In Atlantis!“*

Dann verlor Professor Hieronymus, der kein sonderlich guter Läufer war, die beiden aus den Augen.

77. Der verstörte Professor

wandte sich wieder seinem Heim zu und vergegenwärtigte sich, was geschehen war. Warum und wozu der zeitreisende Bert Brundels Kreta für Atlantis ausgegeben hatte, konnte er nur vermuten. War es böswillige Täuschung, oder hatte er Kreta Atlantis genannt, weil ihm anderes einfach nicht in den Sinn kam? Jedenfalls hatte Bert Brundels damit — seiner eigenen Argumentation zufolge — nur bewiesen, daß es ein einziges echtes Atlantis gab, jenes, von dem Professor Hieronymus die Karte mitgebracht hatte.

Als der Professor sein Haus betrat, erblickte er den umgestürzten Tisch, davor die Lupe. Sie lag am Boden auf einer dünnen Schicht Asche und sammelte die Sonnenstrahlen zu einem leicht verschwommenen Punkt. Nur an einer Ecke, wo der relativ unversehrte kretische Dolch sie bedeckte, war die Karte von Atlantis nicht verbrannt.

78. Der erschütterte Professor

Hieronymus, vom Schicksal schwer geprüft, doch auch gestählt, brach angesichts dieses schweren Verlustes nicht zusammen, sondern unverzüglich zu einer neuen Zeitreise auf.

79. Ein zweiter Besuch

in dem einzig wahren Atlantis, dem Atlantis seiner Überzeugung, mußte neue, diesmal unwiderlegbare Beweise liefern. Also begab sich der routinierte Temponaut wieder an den Ort und in die Zeit, die er einst notgedrungen verlassen hatte. Zwar vergaß er in der Eile, das Tempometer einzustellen, so daß er später nach dem Gefühl nachregulieren mußte, doch war das ziemlich belanglos: Auf ein paar Wochen kam es ihm nicht an, schließlich legte er Jahrtausende zurück. Er fürchtete nur etwas um seine pünktliche Rückkunft, bis ihm einfiel,

daß die Maschine am Tag der Abreise ja automatisch stehenblieb.

80. Völlig sorglos

kam Müsli wieder dort an, wo er schon einmal gewesen war. Eine räumliche Abweichung von fünfzehn bis zwanzig Kilometern war beabsichtigt; er mochte den Fischern nicht mehr begegnen, die Zeugen seiner etwas sonderbaren Abreise geworden waren. Außerdem wollte er ja mehr erfahren, als jenes kleine Fischerdorf zu bieten hatte.

Er befand sich wieder an der Ostküste jener Atlantis vorgelagerten Insel, aber etwas weiter nördlich als damals, hier sah er keine Menschenseele. Müsli nahm seinen Kommunikator, tarnte die Zeitmaschine als Felsbrocken und schritt landeinwärts. Nach einer halben Stunde fand er eine Siedlung, nicht besser und nicht schlechter als jenes erste Dorf. In einer Senke inmitten der karg bewachsenen felsigen Hügel standen die Hütten um ein großes Haus herum, offensichtlich die Wohnung des Priesters.

81. Der Abend

senkte sich mild herab. Die Luft war warm, aber ein leichter Wind wehte vom Westen herüber, wo sich an die Hügel ein Gebirgszug anschloß. Der Berge wegen konnte der Professor die atlantische Hauptinsel nicht sehen; zweifellos mußte sich von den Gipfeln ein herrlicher Blick auf das wunderschöne, reiche Atlantis bieten.

Müsli versank in Träumerei. Er stellte sich die Königsstadt an der Ostküste vor, von der hinter der großen Ebene versinkenden Sonne in goldenes Licht getaucht. Und sein Herz wurde weit bei dem Gedanken an die Krönung seines Lebenswerkes, den Besuch in Poseidonis, der Königsstadt.

Zuvor galt es jedoch, Erkundigungen einzuziehen. In seiner Rolle als reisender Gelehrter stand ihm das durchaus zu, das Haus des Priesters aufzusuchen, das vielleicht gleichzeitig der Tempel der Ansiedlung war. Als er durch das Dorf kam, verschwanden die Bewohner scheu in ihren Hütten — verständlich bei seinem majestätischen Schritt, dem des erfolgreichen Atlantologen auf dem Wege zum Sieg.

82. Der Priester

kam ihm würdevoll entgegen, bat ihn ins Haus und bewirtete ihn. Dann fragte er nach des Gastes Begehr, und Müsli berichtete ihm mit aller Selbstverständlichkeit des Weltreisenden von seiner Reise nach Atlantis.

Der Priester hörte aufmerksam zu und bat um weitere Erklärungen.

Voller Eifer zeichnete der Gelehrte auf eine Eselshaut, die der Priester ihm vorlegte, eine grobe Skizze seines Reiseziels, der Hauptinsel, während der Priester nachdenklich nickte und nach Müslis Bericht die Skizze vervollständigte.

Danach nahmen sie die Nachtlabe ein, und Müsli träumte vom einzig wahren Atlantis. Er sah sich vor dem Kongreß der Atlantologen sprechen, ringsum andächtige Zuhörer. Plötzlich tauchte Bert Brundels mit zur Fratze verzerrtem Gesicht hämisch grinsend vor ihm auf, zwischen den Zähnen die Karte von Atlantis, die er schmatzend und rülpsend auffraß. Es war die Karte, die Müsli damals mitgebracht hatte, und gleichzeitig die Eselshaut, auf der er an diesem Abend gezeichnet hatte.

In Schweiß gebadet, erwachte Professor Hieronymus und war heilfroh, daß die Eselshaut ja völlig anders aussah und viel größer war als jene Karte damals.

83. Der Morgen

dämmerte, und Müsli stand auf. Im Nebenzimmer hörte er ein Knirschen. Er sah durch den Türspalt, wie der Priester mit einem Messer die Eselshaut beschnitt. Bald hatte sie das Maß der bekannten Karte, und neue Zweifel überfielen Müsli. Er trat herzu und fragte, wozu dies gut sei.

Der Priester antwortete: „Mein Lebtag hab ich nicht so eine gute Geschichte gehört wie die von Atl-An-Tusch, das muß jedoch im Jenseits liegen. Viele Tagesreisen weit — auch mit dem schnellsten Boot — sind hier nur kleine Inseln und schließlich das große Meer, das die Welt umschließt. Ich will aber an die Küste ziehen und zum Ruhme der Meergötter von Atl-An-Tusch berichten und viel mehr predigen, die Götter werden mir danken, so wie ich danke, o Fremdling."

Müsli wurde blaß und wankte hinaus. Ihm war, als sollte ihm das Herz brechen.

84. Alles war klar.

Alles war verloren. Vor ihm stand Dorschauge. Er selbst war infolge der nachlässigen Tempometereinstellung ein paar Wochen oder Monate vor seinem früheren Besuch angekommen und hatte den Atlantismythos selbst geschaffen, sogar die Karte war von seiner eigenen Hand. Und er konnte nichts dagegen tun, wollte er nicht noch mehr Verwirrung stiften.

Gebrochen wankte er zu seiner Zeitmaschine, während die Sonne über

den Azoren aufging. Von rotem Licht übergossen, sah er seinen schönsten Traum in lodernden Flammen aufgehen.

Alles war aus. Er sah keinen Sinn darin, in seine gute alte Zukunft zurückzukehren, dort hatte er nichts mehr verloren. Wie sollte er den anderen Atlantologen je wieder in die Augen sehen können? Aber vielleicht . . . Er brauchte ihnen ja nichts von seinem Mißgeschick erzählen.

Jahrtausende versanken, und Müsli war froh darüber: Sollten sie nur recht tief versinken . . .

Inspektionsreise 7/1 [21]

oder Auf der Spur der Zeitbanditen

1. Diese Annalen

wären unvollständig ohne den Hinweis auf eine bedauerliche Entwicklung, die merkwürdig anmutet, sich jedoch bei kritischer Betrachtung des bisher Gesagten als logische Folge erweist. Es handelt sich um den anscheinend unaufhaltsamen und moralischen Verfall der Temponautik und der Temponauten, je mehr wir uns in unserer Betrachtung der Gegenwart nähern. Der Mystifikationsparagraph wurde in zunehmendem Maße ignoriert, wenn nicht gar bewußt untergraben. Die Bedrohung der Vergangenheit durch instruktionswidrige Zeitreisen war an der Grenze der Katastrophe angelangt.

2. Diese Misere

erforderte ein beherztes Eingreifen. So entstand unter heftigen Kämpfen der VSV, das heißt der Vorfahrenschutzverein (der nach einigen Erfolgen natürlich auch einen längeren Namen erhielt).

3. Diese Organisation

unternahm es, Detektive in die Vergangenheit zu entsenden, die dort nach Temporalsündern fahndeten. Dabei scheuten sie weder Mühen noch Opfer, und vor allem aus den ersten Jahren des VSV sind Großtaten vieler mutiger Vergangenheitsschützer bekannt, die damals noch ganz auf sich allein gestellt das Wagnis einer Zeitinspektion eingingen, so die Gründungsmitglieder des VSV Jan Juřena, Kapitän Leon und George McLuhan-Green. Letzterer, von seinen Freunden und Mitstreitern einfach GMG genannt (und wir wollen es ebenso halten) wurde zum Leitbild und ersten Märtyrer des Bundes, kehrte er doch von seiner letzten Inspektionsreise (Nr. 6/3) nicht zurück. „Der Vorfahrenschutzverein verlor in ihm einen Mann der Tat, dessen Verstand und Gefühl einander zwar wechselweise unterlagen, jedoch beide stets auf das hohe Ziel unserer Vereinigung gerichtet waren.“[22]

4. Inspektionsreise 6/3

führte den tapferen Detektiv nach Britannien zur Blütezeit des Rittertums, da die ungewöhnlich große Verbreitung von Drachen-, Zauberer- und Riesengeschichten dem Mann mit einem Blick für temporale Umweltverschmutzung reichlich zu denken gab. Er

informierte sich daher über Tristan, Iwein, Lanzelot, Parzifal und viele andere, die in der Literatur nicht totzukriegen waren und so die Unsterblickeit gefunden haben, der sie nachjagten, als sie dem Lockruf des Grals folgten; denn der Gral verheißt dem kühnen Ritter, der ihn erblickt, sieben Tage Unsterblichkeit und ewige Jugend dem, der ihn täglich sieht. Wen wundert's wenn die Ritter dieser Legende nachjagten — und mit ihnen die Temporaldetektive. Denn auch das Zauberwesen stand in hoher Blüte. Klingsor und Merlin errangen Ruhm über Jahrhunderte hinweg, die Zwerge Laurin und Alberich hatten Beziehungen zu den höchsten Kreisen der Feudalgesellschaft. Wenn zu irgendeiner Zeit Wunder für etwas Gewöhnliches gehalten wurden, dann in diesem Zeitalter.

5. GMG

stöberte ein wenig in den wunderträchtigen Gegenden der Insel Britannien herum, ohne jedoch auf Spuren illegaler Zeitreisen zu stoßen, wie wir aus den Zwischenberichten wissen, die er regelmäßig mit Zeitsonden an den VSV sandte. Sehr betrübt setzte er zum Festland über und richtete seine letzte Hoffnung auf die berühmten Schmieden von Mime und Wieland, deren außergewöhnliche Leistungen in der Metallverarbeitung den Anstoß zu weitverbreiteten Legenden und Sagen gegeben hatten. Er beschloß, rheinaufwärts zu reisen, und verwandelte die Zeitmaschine mittels Raumbildprojektor in einen unscheinbaren Kahn.

Die Kahnfahrt war aber bereits nach zwei Tagen beendet. Beim Picknick am Rheinufer erblickte der Detektiv eine schöne Frau mit kleinem, aber unzweifelhaft hochwohledlem Gefolge, die ihn offenbar recht sympathisch fand. Sie trat zu dem „fahrenden Ritter“ hin und lud ihn ein, ihr Gast zu sein. Eigentlich hatte er ja anderes vor, aber die Instruktionen geboten unauffälliges, also zeitgemäßes Verhalten. Folgsam nahm er die Einladung an. Höfischer Sitte gemäß gab er Kunde von Ereignissen aus der weiten Welt.

6. Sein letzter Bericht

ist eine Woche nach der Begegnung mit jenem Edelfräulein datiert. GMG teilt darin kurz und bündig mit, er habe das Vertrauen der höfischen Gesellschaft erlangt, sein Inkognito jedoch trotz der allgemeinen Neugier streng gewahrt. Möglicherweise habe er endlich eine heiße Spur entdeckt, die zu verfolgen aber einen längeren Aufenthalt erfordere.

Seitdem war GMG verschollen, und die vorherrschende Meinung im

VSV besagte, er habe gewiß im heldenhaften Kampf gegen das Temporalverbrechen den Tod gefunden.

7. Seine letzte Großtat

vor dem Start zu jener verhängnisvollen Inspektionsreise 6/3 war die in Fachkreisen vielbeachtete Vervollkommnung des Temporalstartindikators von Brinke, Sohn & Enkel. Mit diesem Gerät konnte festgestellt werden, daß ein erheblicher Teil illegaler Zeitmaschinen den ersten Start gar nicht in der Gegenwart durchgeführt hatte, folglich in der Vergangenheit gebaut worden sein mußte. Die Besatzungen allerdings entstammten der Gegenwart, andernfalls läge ja eine Reise in die Zukunft vor, und alle Bücher über Zeitreisen müßten geändert werden. Wie schade, daß GMG des Ruhmes, den ihm diese geniale Leistung einbrachte, nicht mehr teilhaftig wurde!

8. Ungebrochenen Mutes

jedoch verfolgte der Vorfahrenschutzverein weiterhin sein edles Ziel. Vor allem galt es, die illegale Zeitmaschinenwerkstatt in der Vergangenheit ausfindig zu machen. Daran wurde mehrere Jahre intensiv gearbeitet. Noch wirkten zu diesem löblichen Zwecke einige der Gründer des VSV, doch schon war eine neue Generation von Vergangenheitsschützern herangewachsen und vervielfachte mit jugendlichem Elan die Aktivitäten der Organisation. Langsam, aber stetig gelang es, die Hauptquelle der temporalen Umweltverschmutzung räumlich und zeitlich einzukreisen. Schließlich schickte man aufgrund früherer Beobachtungen und sorgfältiger Recherchen zwei bewährte Leute ins fränkische Land zur Zeit des König Artus.

Und so verwundert es uns nicht, an einem schönen Septembertag jenes Zeitalters zwei malerisch gekleidete Gestalten im Harnisch hoch zu Roß auf der Straße nach Antwerpen zu sehen, der eine heiteren Blicks sich an der Schönheit herbstbunten Laubwaldes erfreuend, der andere im Bewußtsein seiner bedeutenden Aufgabe die Verse des Dichters Siegmar Erkner „Die Gebeine unsrer Ahnen“ deklamierend.

9. Die letzten Sonnenstrahlen

vergoldeten den rostbedeckten Harnisch des Rezitators, der im Wappen ein schützendes Dach über einem alten Manne führte, als der andere, von stattlichem Wuchs, im Wappen auf silbernem Grunde Schwert und Lanze über dem Buchstaben T gekreuzt, zu sprechen begann.

„Die Stadt erreichen wir heut nicht mehr, mein lieber Geraldus, auch

erhalten wir dorten keine Kunde, nur leeres Geschwätz. Laß uns eine Herberge am Wege suchen, wo mancherlei Leute eintreffen, von verschiedenem Stand und Beruf. Du weißt, wunderliche Dinge sprechen sich am schnellsten herum. So finden wir vielleicht eine Spur.“

10. Die beiden Inspektoren

hatten sich, wie wir sehen, nicht nur verkleidet, sondern auch zeitgenössische Namen und Sitten angenommen, und das nicht etwa zu ihrem eigenen Schutz, sondern zum Schutz der Vorfahren vor mystifikatorischen Grausamkeiten. So kam es, daß sie, gemäß den Bräuchen jener Zeit, im Abenddämmer auf der Bank vor einem Wirtshaus saßen, den Weinschlauch in dem einen Arm, eine dralle Magd im anderen.

11. Etliche Reisende

bogen von einem nahe gelegenen Kreuzweg ein, manche zu Fuß, andere zu Pferde. Ein greiser Pilgrim, der als letzter gekommen war, setzte sich zu den Rittern und hob eine Lederflasche an den Mund, die er auf einen Zug leerte. Aus einem Felleisen zog er eine zweite hervor und bot auch den Reisigen zu seiner Seite davon an. Um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen (zum Schutz der Vorfahren vor Mystifikationen), nahmen sie das Angebot an und hatten binnen kurzem jeder eine halbe Gallone besten französischen Weinbrands ausgetrunken, da der fromme Bruder aus den unergründlichen Falten seines Gewandes immer neue Flaschen hervorzubringen wußte. Bald nahmen auch andere Herbergsgäste an dem Gelage teil. Als sie nun einige Zeit munter gezecht hatten, fiel es den beiden Inspektoren ein, ihr Antialkoholpräparat einzunehmen, um einen klaren Kopf zu behalten. Der Weinbrand hatte jedoch schon sehr seine Wirkung getan.

12. Der Pilgrim

erhob sich, schlug ein Kreuz über die Anwesenden, segnete sie in Christi Namen und fing an zu reden: „Ich bin ein Sünder wie ihr alle und ein viel schlimmerer dazu. Vom Papst ist mir ein Bußgang durch die Lande auferlegt, auf dem ich zur Rettung meiner Seele möglichst viele Wohltaten vollbringen muß. Eine solche ist die Verteilung dieses köstlichen Getränks an euch, was ihr zugeben mögt. Allein, der Papst verlangt die schriftliche Bestätigung meiner Wohltaten auf diesem Pergament, wo ihr schon viele Namen und Kreuze seht. Obenan steht, daß ich euch eine Wohltat erwiesen habe, und hier ist noch Platz für

eure Unterschrift oder für drei Kreuzchen dessen, der des Schreibens unkundig ist. Bitte sehr.“

13. Auf dem Pergament

entzifferten unsere Inspektoren, als die Reihe an sie kam, die Worte: „Kraft der Unterschriften wird dem Inhaber dieser Rolle bestätigt, nur Wohltaten vollbracht zu haben.“ Danach folgte eine große Zahl Unterschriften.

Auch die Inspektoren der „Liga zur Verhinderung von mystifikatorischen Grausamkeiten“ unterschrieben mit einem überlegenen Lächeln. Sollte der Pilger seinen Willen haben, *die* Wohltat konnte man ihm schon bezeugen. Mechanisch setzten ihre Hände wie gewohnt die Unterschrift aufs Pergament.

So standen dort unbeachtet, aber unwiderruflich nicht „Amarin“ und „Geraldus“, sondern die wahren Namen der beiden Inspektoren.

14. Anderntags

erwachten sie mit schwerem Kopf auf dem Strohsack. Der Pilger war über alle Berge; nicht einmal über Nacht war er geblieben, so eilig hatte er es mit seinen Wohltaten — welche Seelenpein mochte ihn quälen! Ein mitleidiges Lächeln schwebte noch auf ihren Lippen, als sie längst wieder auf der Straße nach Antwerpen ritten.

Zu ihnen gesellte sich ein martialisch aufgeputzter Ritter, der nach Antwerpen zum Turnier wollte. Dieser verfiel bald in eine scheußliche Prahlerei und behauptete, ein Rostfleck seines Harnischs stamme vom Blute des Drachens, den er auf seiner letzten Suche nach dem Gral getötet habe.

Geraldus und Amarin heuchelten Interesse und bekamen die üblichen Geschichten vom Gral zu hören, die ihnen als Kennern der Epoche nichts Neues boten. Ihnen war bekannt, daß der Gral, der heilige Kristall, Glück und Wohlstand spenden sollte.

15. Der fremde Ritter

wußte jedoch den alten Wundern ein neues hinzuzufügen, über das auch die beiden Inspektoren ins Staunen gerieten: Der Gral sollte Junge bekommen.

„Wie eine Henne Eier legt, gack, gack, gack“, spottete Amarin. „Und was wird aus den Küken, he?“

„Wenn Ihr’s nicht glaubt, so seht’s Euch selbst an!“ rief der fremde Ritter zornig. „Jedem steht es frei, sein Leben einzusetzen, um durch

den Anblick des Grals das ewige Leben zu erhalten.“

„Nun, wir werden ja sehen, wer von uns das Licht der kommenden Jahrtausende erblickt; nur Mut und nimmer gezagt, Herr Ritter!“ Amarin konnte sich den Spott einfach nicht verkneifen. Das Märchen vom Gral schien ihm auch gar zu komisch.

Anders dachte der Ritter vom Drachenblutigen Harnisch. Finster dreinblickend gab er seinem Pferd die Sporen und war bald hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden.

16. Geraldus

erwachte aus tiefem Nachdenken und fragte seinen Gefährten, ob er jemals zuvor diese Version der Gralserzählung gehört oder gelesen habe. Amarin verneinte es. Zu Beginn ihrer Reise glaubten sie sich gut informiert zu haben. Es war doch wundersam, wie man zu einem scheinbar abgeschlossenen Fall immer noch neue Indizien fand. Oder sollte eine Veränderung der Vergangenheit im Gange sein?

Vorerst jedoch drängte sich die Ungewißheit in den Vordergrund, wo sie die kommende Nacht verbringen sollten. Mit dieser bangen Frage im Herzen ritten sie in der hereinbrechenden Nacht durch den düsteren Tunnel der Waldbäume, der nur hin und wieder von einer mondscheinerhellten Lichtung unterbrochen wurde.

Sie waren wohl vom Wege abgekommen, denn die Straße wurde immer schmaler, bis sie schließlich hintereinander reiten mußten. Auf eine Herberge war nicht mehr zu hoffen, und so legten sie sich schließlich am Fuße eines felsigen Hanges unter einer Buche zur Ruhe nieder. Sie konnten jedoch nicht schlafen und hingen ihren hohen Gedanken nach. Lange fiel kein Wort.

17. Amarin

war es, der plötzlich eine Frage stellte, die Erstaunen und danach Bestürzung hervorrief: „Geraldus, seit wann gibt es Weinbrand?“

Das war nicht der Versuch, dem anderen ein Gespräch aufzudrängen, sondern das Resultat eines lange im Unterbewußtsein gehegten Verdachtes.

„Keine Ahnung, warum fragst du?“

„Weil wir welchen getrunken haben, obwohl er noch nicht erfunden ist!“

„Dürfen wir denn das? Das wäre ja Verrat an unserer Mission. Aaach — du lieber Himmel, du meinst den Schnaps des Pilgers?“

„Hm, temporale Umweltverschmutzung in höchster Potenz. Jetzt hat

man schon Weinbrand in dieses goldene Zeitalter des Rittertums eingeführt. Der Pilger weiß wahrscheinlich gar nicht, was er damit anrichtet."

„Das weiß er wohl, denke ich. Nicht umsonst ließ er sich seine ‚Wohltaten' schriftlich bestätigen. Ein ganz gerissener. Kerl. Falls man ihn schnappt, wird er sich mit der langen Liste bestätigter Wohltaten leicht reinwaschen."

„Falsch, mein Geraldus! Seine Handlungen, im Detail gesehen, sind schlimm genug. Er tanzt auf des Messers Schneide bei seiner gröblichen Mißachtung der Instruktionen. Wenn das nun jeder machen wollte? Wir zum Beispiel . . ."

„Schon geschehen. Denk mal an unsere Unterschriften, damit unterstützen wir ihn doch."

Betroffen sahen sich beide an und seufzten tief. Amarin nahm wieder das Wort. „Hast du die vielen Unterschriften gesehen?"

„Allerdings, er muß ein großes Gebiet bearbeitet haben. Und wir, betraut mit der Aufgabe, seinesgleichen zu entlarven und der gerechten Strafe zuzuführen, lassen uns übertölpeln. Welch schmähliche Niederlage für den VSV."

Bedrückt schwiegen sie eine Weile. Plötzlich war da ein Krachen und Prasseln, als stürmte ein wilder Eber durch den nächtlichen Wald. Der Widerhall am Berghang vervielfachte den Lärm noch.

18. Der Schreck

ließ sie erneut an die Abenteurer denken, die dem Gral nachjagten. Wie viele von ihnen mußten auch jetzt wieder unterwegs sein, ohne jede Aussicht auf Erfolg. Trotzdem riskierten sie Haus und Hof, Kopf und Kragen. Diese Gegend war schon recht seltsam, vor allem für Temporaldetektive wie unsere beiden Inspektoren überaus verdächtig.

Einmütig beschlossen sie, den Lapsus wiedergutzumachen und mit höchstem Einsatz ihre Aufgabe zu erfüllen, Sie würden herausbekommen, woher die Temporalrowdys ihre Zeitmaschinen hatten; das wäre ja gelacht. Und weil sie so zuversichtlich waren, griff ihnen das Schicksal unter die Arme.

„Darf ich Ihnen behilflich sein, meine Herren", erklang eine Stimme aus dem Gebüsch, die gleichzeitig ahnen ließ, wer mit so lautem Geprassel hangabwärts gerast oder vielmehr gestürzt war. „Gestatten, daß ich mich vorstelle: Anselm, Bartholomäus Anselm — nenne ich mich jetzt. Feuerdrachenilluminator und Mirakelmonteur. Ich habe den Schwindel satt. Immer diesen lästigen Temporaltouristen die

Attraktionen der Ritterromane vorzuführen und gleichzeitig die feuerspeienden Drachen und sonstigen Mirakel in Gang zu halten, damit die Bevölkerung verscheucht wird — die Ritter verscheuche ich übrigens damit nicht, sondern ziehe sie an —, all das steht mir bis zum Halse."

19. Bartholomäus Anselm

trat aus den Sträuchern hervor, und Amarin und Geraldus sahen ihn entgeistert an. Er war ihnen sehr fremd, weil ja immerhin von der Tätigkeit her gegensätzlich, und zugleich irgendwie vertraut. Er aber fuhr unbeirrt fort in seiner Rede: „Ich habe Ihr Gespräch belauscht und bin somit über Ihr Vorhaben unterrichtet. Sie, meine Herren, stehen kurz vor dem Ziel Ihrer Wünsche. Im Inneren dieses Berges werden die Zeitmaschinen gebaut, die soviel Unheil über das Zeitreisentum gebracht haben und vielleicht weiter bringen werden."

20. Ein Temporalsünder,

den die Reue gepackt hatte? Einfach so? — Die beiden Inspektoren wußten nicht, ob sie dem Fremden trauen sollten. Der jedoch, als habe er ihre Zweifel gespürt, sprach weiter: „Wer weiß, ob es jemals gelingt, denen" (er sagte wirklich „denen") „das Handwerk zu legen. Ich selbst habe es seinerzeit versucht — erfolglos. Überhaupt war die Zeitreise sechs Strich drei von Anfang an . . ."

„Zeitreise sechs Strich drei?" fragten Amarin und Geraldus im Chor.

„Zeitreise sechs Strich drei", bestätigte Bartholomäus Anselm. „Meine letzte."

„Dann seid Ihr . . ., dann sind Sie . . ."

„Jawohl, ich bin George McLuhan-Green. Das heißt, ich war es. Wie kann ich diesen ehrlichen Namen noch tragen, nachdem ich meiner Sache untreu geworden und in die Fänge dieser Bande von Temporalrowdys, was sage ich — Temporalverbrechern geraten bin? Der einstmals große Detektiv ein kleiner Angestellter der Leute, die er gejagt hat . . ."

„Wie konnte das geschehen?" stammelte Amarin fassungslos.

21. Der Bericht,

den GMG alias Bartholomäus Anselm den beiden Inspektoren gab, stockend, verzweifelt, den Tränen nahe, immer wieder sich selbst anklagend, soll hier gerafft und zusammenhängend wiedergegeben werden. Den Anfang der Geschichte kennt der Leser bereits; wir setzen sie von dem Tage an fort, da GMG am Ufer des Rheins jener Dame

begegnet war, die ihn auf ihre Burg eingeladen hatte.

22. Zu später Stunde

wurde die Gastgeberin vertraulich; der Gast imponierte ihr offensichtlich, und er durfte sie mit dem Vornamen anreden. Die Diener wurden weggeschickt. Met und Wein schäumten im Magen des armen Zeitreisenden. Die schöne Elsa indessen wurde immer anhänglicher; mehr und mehr wollte sie hören von den Heldentaten ihres Gastes.

Der ungewohnte Alkoholgenuß brachte ihn dazu, alle möglichen Rittergeschichten auf sich selbst umzumünzen. Er berichtete von *seiner* Jagd nach dem Gral, von *seinen* zahlreichen Siegen und ließ durchblicken, er habe Aussichten, selbst Gralskönig zu werden. Schon stark umnebelt waren seine Sinne, als sie ihn fragte, von wo er eigentlich komme. Er lallte, wie früher, wenn er einen Ulk gemacht hatte, so eine populäre Redensart, die einem antiken Lustspiel oder dergleichen entstammte. Dann entschlummerte er sanft in Elsas Armen.

23. Des Morgens,

als er erwachte, fand er sich in einem wohlausgestatteten Gemach der Burg wieder, seine Kleidung und Waffen lagen ordentlich auf einer Bank am Fenster. Er blickte hinaus, sah den Rhein majestätisch dahinfließen und beschloß, schleunigst, aber mit Anstand abzureisen. In voller Montur betrat er den Burghof und fragte einen Knappen nach der Burgherrin.

„Meint Ihr die Herzogin von Brabant? Gehet dorten die Stiege zur Kemenate hinauf . . .“

GMG hörte nicht weiter zu und eilte zu den Gemächern der Herzogin, um sich zu verabschieden; sie bat ihn jedoch zu bleiben. Ihr Blick traf sein Herz, und er blieb. Vorerst für eine Woche.

24. Elsa

war wirklich sehr nett zu ihm, allerdings auch sehr neugierig. Er war nicht minder nett zu ihr, jedoch wenig gesprächig. So entstand am Hofe das Gerücht, der fremde Ritter trage schwer an einem großen Unglück oder bösen Zauber, was damals so ziemlich dasselbe war. Der Temporaldetektiv fühlte, wie es ihm zusehends schwerer fiel, die Instruktionen einzuhalten, und eines Tages brach das Unglück über ihn herein. Ganz harmlos begann ein folgenschweres Gespräch beim sonntäglichen Kirchgang (und nicht auf dem Wege zur Trauung, wie aus falsch informierten Kreisen laut wurde). Elsa kam auf den ersten Abend

zu sprechen und fragte, was seine letzten Worte vor dem Einschlafen zu bedeuten hätten. Er konnte sich nicht erinnern. Und wieder fragte sie, woher er komme. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Nein, meine liebe Elsa, ich kann es dir nicht sagen, sondern muß von dir scheiden, weil sonst eine große Gefahr heraufbeschworen wird.“

25. Die Zeitmaschine

lag, als Kahn getarnt, am Rheinufer verborgen; dorthin wandte sich GMG in höchster Eile. So durfte es wirklich nicht weitergehen. Jeden Augenblick konnte sein Abenteuer in eine Mystifikation ausarten. Zornig scheuchte er allerhand Wassergeflügel, vornehmlich Enten und Schwäne, aus dem Ufergebüsch auf und bestieg seinen Kahn. Er warf den geräuscharmen Motor an und fuhr los. Fast hätte er einen Schwan über den Haufen gefahren; das dumme Tier wollte partout nicht aus dem Wege gehen und flatterte eine ganze Weile vor dem Kahn her, während die Kirchgänger nebst Elsa von Brabant wie gebannt auf den Ritter starten.

McLuhan-Green war wie vom Schlag gerührt. Ihm fielen die Worte wieder ein; die er am ersten Abend gelallt hatte, ganz nach seiner Gewohnheit: „Nie sollst du mich befragen!“

26. Die Flucht

McLuhan-Greens als „Schwanenritter“ erregte selbstverständlich allgemeines Aufsehen, und er geriet in das Gesichtsfeld der illegalen Zeitmaschinenhersteller. Sie hatten in der Nähe die Produktion von Zeitmaschinen in großem Stil aufgezogen und brauchten jetzt zur Absicherung ihres Unternehmens viele Hilfskräfte.

„Jawohl, ich habe mich von ihnen anwerben lassen“, erklärte George McLuhan-Green alias Bartholomäus Anselm erbittert. „Was blieb mir anderes übrig, nachdem ich wider Willen zum Verräter an unserer Sache geworden war? So wie die Dinge lagen, wagte ich nicht, den Gefährten vom Vorfahrenschutzverein gegenüberzutreten, ich war einfach nicht dazu imstande.

So hoffte ich, meine Schuld zu sühnen, denn ich redete mir ein, im Dienste des Gegners, könnte ich wertvolle Informationen sammeln, um ihn dann um so wirkungsvoller zu bekämpfen . . . Es war eine Selbsttäuschung, ich vermochte nichts zu unternehmen. Ja, ich gestehe es ein: Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, wieder Ordnung in das Zeitreisentum zu bringen; statt dessen bin ich hier angestellt, als letzter Dreck gewissermaßen, und muß zusehen, wie monatlich Dutzende

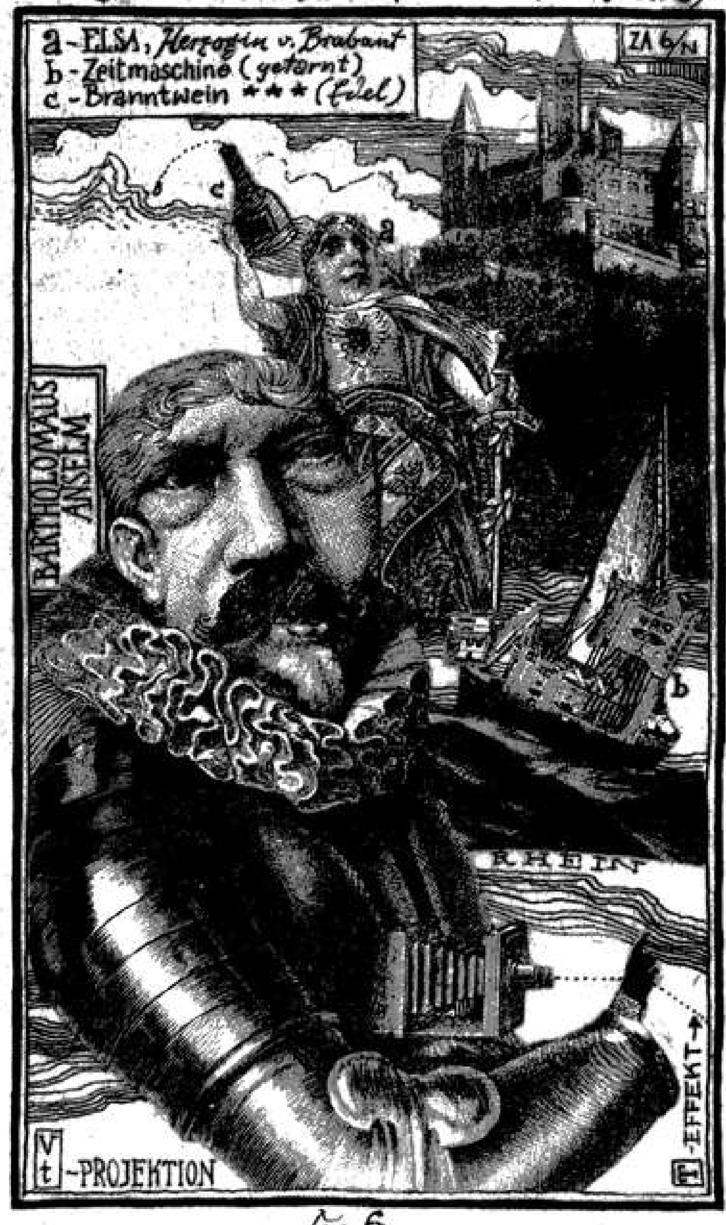
Kristallsäulen gezüchtet werden . . .“

Seine Stimme versagte ihm den Dienst. Als er sich wieder gefaßt hatte, sprach er weiter: „Ich habe dieses Leben so satt, aber nicht einmal damit kann ich Schluß machen. Sie wissen ja, daß Zeitreisende in der Vergangenheit unsterblich sind, oder, wie es hier heißt, wer den Gral sieht . . .“

27. Geraldus und Amarin

rissen die Augen auf. „Wer den Gral sieht, kann nicht sterben! Sollte das der rationale Kern der Gralssage sein?“

„Gewiß“, bestätigte McLuhan-Green. „Wenn Sie wüßten, was der illegale Zeitmaschinenbau einbringt, würden Sie verstehen, wieso der Gral, will sagen der Mutterkristall, seinem Besitzer Glück und Wohlstand spendet. So viel, daß die Herren ‚Ingenieure‘ — ich sage das so, denn in Wahrheit sind es gar keine, sondern verantwortungslose Bastler — vor Übermut nicht mehr wissen, was sie tun. Die verkleiden sich als Ritter, ziehen durch die Wälder und preisen den Gral, daß er ihr ein und alles sei. Neulich hat sogar einer ausgeplaudert, daß der Gral der Mutterkristall ist, mit dessen Hilfe sie die anderen Kristallsäulen züchten. Es war aber ein echter Ritter unter ihnen, der jetzt überall erzählt, der Gral bekomme Junge, und was dergleichen Unsinn mehr ist.“


BARTHOL.ANSELM (al. McLuhan-Green)
a - ELSA, Herzogin v. Brabant
b - Zeitmaschine (getarnt)
c - Branntwein *** (Edel)
ZA 6/N
c
a
b
BARTHOLOMAUS ANSELM
RHEIN
Vt - PROJEKTION
E - EFFEKT
fig. 6

28. „Unerhört!“

rief Amarin erregt. „Hier müssen wir zuschlagen, alle auf einen Streich!“

„Das meine ich auch. Endlich ist meine Zeit gekommen! Allein war ich machtlos, und mir fehlte auch der Mut, aber jetzt, da Sie hier sind . . . Ich konnte einfach nicht gegen die Übermacht ankommen, zumal ich ja als Gehilfe dieser Leute zusätzlich kompromittiert war. Sie können sich denken, in welchem Lichte die Öffentlichkeit den Vorfahrenschutzverein gesehen hätte; es wäre womöglich das Ende des Bundes gewesen. Der Gründer des VSV als Komplize der Angeklagten! — Dabei ist meine Arbeit hier, das Lindwurm-Mirakel-Programm, ja nur ein geringer Teil der Sicherheitsvorkehrungen für den Berg und überhaupt für das ganze Unternehmen. Dutzende Leute sammeln unter der Bevölkerung Unterschriften für vollbrachte Wohltaten. Eine perfekte Vorbereitung mildernder Umstände für den Fall eines Falles.“

„Ich weiß“, gestand Amarin kleinlaut. „Wir haben auch unterschrieben.“

29. „Sie auch?“

stammelte McLuhan-Green fassungslos. „Aber . . ., aber dann sind Sie . . .“

„Allerdings, ich fürchte, wir sind als Ankläger oder Belastungszeugen ebenfalls ausgeschaltet“, sagte Geraldus. „Die Reise war ein Mißerfolg, uns bleibt nur der Rückzug in unsere Zeit. Wir können Sie natürlich mitnehmen, wenn Sie wollen.“

McLuhan-Green antwortete nicht; vielleicht nahm er gar nicht wahr, was Geraldus sagte. Tiefes Mitleid erfaßte die beiden jungen Zeitdetektive, als sie ihr ehemals leuchtendes Vorbild so im fahlen Mondlicht sahen — von Schicksalsschlägen schwer gezeichnet, scheinbar (allen Gesetzen der Temporalistik zum Trotz) um Jahrzehnte gealtert, ein gebrochener Mann.

„Aber“, sprach Amarin, um ihn zu trösten, „wir werden uns etwas viel Besseres einfallen lassen, um der temporalen Umweltverschmutzung Herr zu werden. Diese wilde Zeitmaschinenbastelei wird noch aufhören, das ist so klar wie die Existenz der Temporalistik!“

SCHLUSSBEMERKUNG

Von Dr. Kassandra Smith

Nachdem wir uns mit der Inspektionsreise 7/1, die im Jahre 2451 stattfand, der Gegenwart genähert haben, über deren beklagenswerten Zustand in temponautischer Sicht wir hier nichts zu sagen brauchen, da er allgemein bekannt ist, sind wir dem Leser dennoch einige Informationen schuldig, die uns die Verfasser der „Ersten Zeitreisen“ nicht geben konnten oder wollten, aus Gründen, die wir ebenfalls zu erhellen bemüht sein werden. Von den Lücken, die besonders im Bericht über die Inspektionsreise 7/1 klaffen, ist die erste, das weitere Schicksal des Vorfahrenschutzvereins betreffend, leicht zu schließen: Er existiert nach wie vor als freiwillige Organisation neben dem mittlerweile gegründeten offiziellen „Zentralamt für temponautische Ordnung und Sicherheit“, wobei jedoch anzumerken ist, daß zwischen beiden Institutionen eine gewisse Arbeitsteilung einsetzt; während die offizielle Behörde die Bekämpfung temponautischer Ordnungswidrigkeiten vorwiegend selbst übernommen hat, versucht der VSV neuerdings vor allem herauszufinden, welche Vergangenheit eigentlich als die echte, unverfälschte zu gelten hat und folglich geschützt werden muß, was angesichts der häufigen unqualifizierten Eingriffe in die Geschichte keine leichte Aufgabe ist.

George McLuhan-Green ist nach unbestätigten Meldungen mit Amarin und Geraldus in die Gegenwart zurückgekehrt und lebt nun unter anderem Namen auf einem Planeten außerhalb des Sonnensystems, doch ist es trotz der von ihm gelieferten genauen Beschreibung der „Gralsburg“ späteren Expeditionen nicht gelungen, die illegale Zeitmaschinenfabrik ausfindig zu machen und aufzulösen. Anscheinend ist sie von ihren Besitzern rechtzeitig an einen anderen Ort oder in ein anderes Zeitalter verlegt worden. In der Legende heißt es, der Gralskönig Parzival sei seinem Bruder Feirefiz mit dem Gral (dem Mutterkristall also) nach Indien gefolgt, weil dem Gral im Abendland Gefahr drohte (die Gefahr der Entdeckung durch Zeitdetektive?), doch sind alle Inspektionsreisen nach Indien bisher erfolglos verlaufen, kein Wunder, denn Indien ist groß, und die Zeitalter sind lang, zudem kann diese Information ja von den Zeitbanditen gezielt in die Parzivalsage eingefügt worden sein, um die Verfolger irrezuführen.

Schließlich bleibt noch zu erklären, was es mit den beiden rätselhaften Sätzen auf sich hat, die den Bericht von der Inspektionsreise 7/1 beschließen und eng mit den späteren Aktivitäten der beiden

Zeitinspektoren sowie mit deren wahrer Identität zusammenhängen, denn dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß die Autoren des Berichts, R. Heinrich und E. Simon, überall die wahren Namen ihrer Helden nennen und bei Amarin und Geraldus eine Ausnahme machen, was jedoch sofort verständlich wird, wenn man weiß, daß beide Autoren eingeschriebene Mitglieder des VSV waren und daß gerade sie seinerzeit mit er Inspektionsreise 7/1 betraut wurden.

Jene Worte Amarins (R. Heinrichs) an G. McLuhan-Green sollten keineswegs nur dazu dienen, ihn zu trösten, hinter ihnen verbarg sich vielmehr ein Programm, von dem wir alle erst erfuhren, als seine Realisierung in Angriff genommen wurde, als nämlich im Jahre 2474, zwischen der 2. und 3. Auflage ihrer Broschüre „Die ersten Zeitreisen", die beiden Autoren mit einer Zeitmaschine unsere Epoche verließen, wobei sie, wie aus einer zurückgelassenen Nachricht hervorgeht, das Manuskript der „Ersten Zeitreisen" mit sich führten, um einen Teil davon zu Beginn des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts zu veröffentlichen, somit vor den Gefahren der Zeitreise zu warnen und möglichst T. E. Traveller von der Erfindung der Zeitmaschine abzuhalten. Aus diesem Grunde wollten sie ihre Dokumentation, aus der sie vorsorglich alle exakten Hinweise auf die wahren Funktionsprinzipien des Tempomobils entfernt hatten, als Zyklus phantastischer Erzählungen ausgeben, da Timothy Travellers Vorliebe für dieses Genre bekannt war. Zusätzlich versuchten sie, die Zeitreise generell als unmöglich hinzustellen, indem nur reine Tatsachen berichtet wurden, denn bekanntlich glaubten die Altvorderen an alle prophezeiten technischen Errungenschaften mit Ausnahme derer, die später verwirklicht wurden. Der von Heinrich und Simon angestrebte Effekt trat jedoch nicht ein, denn offensichtlich ist die Zeitmaschine ja doch erfunden worden, da es sie heute gibt; hingegen sind die beiden wagemutigen Vergangenheitsschützer seither verschollen.

Die Untersuchung der Konstruktionsunterlagen ihrer selbstgebauten Zeitmaschine (eine Dienstmaschine hatten sie nicht erhalten) ergab, daß infolge eines Materialfehlers mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Versagen des Tempometers mit nachfolgendem Defekt der Kristallsäule zu erwarten war. Dies vorausgesetzt, hätte die Fehlanzeige die beiden Zeitreisenden in die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts geführt, und wenn dem so ist, hat T. Traveller das ihm zugedachte Werk womöglich gar nicht gelesen, denn im zwanzigsten Jahrhundert wimmelte es von derartigen Geschichten, so daß die eine *wahre*[23] darin untergegangen sein könnte.

Vielleicht hat T. Traveller sie sogar gelesen und nicht an der Möglichkeit der Zeitmaschine, wohl aber an der solcher verheerenden Auswirkungen gezweifelt.

Es sind auch Stimmen laut geworden, wonach der Versuch, mit Hilfe einer Zeitmaschine die Erfindung derselben zu verhindern, wegen immanenter Unlogik von vornherein zum Scheitern verurteilt war, denn hätten die beiden die Erfindung der Zeitmaschine tatsächlich verhindert, womit hätten sie es dann getan? Diese Überlegung ist nicht völlig zwingend, wie die authentische Geschichte T. Travellers zeigt: Wenn die Zeitmaschine aufgrund eines Buches erfunden wurde, das infolge dieser Erfindung gar nicht existiert hat, dann kann man sie auch verschwinden lassen, indem man sich einer verschwundenen, also ebenfalls nicht existenten Zeitmaschine bedient. Das ist offensichtlich und bedürfte keines Beweises, der aber dennoch erbracht wurde, indem die Möglichkeitsrelation der Zeitmaschine als Spiegelfunktion ihrer Unmöglichkeiten dargestellt und gezeigt wurde, daß beide Darstellungsformen äquivalent sind.[24]

Das gescheiterte Unternehmen der beiden Vergangenheitsschützer widersprach also nicht der Logik, es widersprach lediglich aller Erfahrung der menschlichen Geschichte: Nur in phantastischen Erzählungen ist es möglich, eine Erfindung einfach wieder verschwinden zu lassen; in der Realität muß man zusehen, wie man mit ihr zurechtkommt. Und „Die ersten Zeitreisen“ sind ja, wie gesagt, die reinste Wahrheit.

Anhang A

„Neue Perspektiven der Energiegewinnung“

Ein Auszug aus den „Mitteilungen des Instituts für Angewandte Literaturkritik“, Serie C (Wissenschaftliche Fachliteratur), Nr. 2/2201, S. 504

. . . Weiterhin legt der Autor des rezensierten Artikels, Mitarbeiter am Institut für graduelle Unmöglichkeit, dar, daß bei Carnotschen Kreisprozessen bekanntlich der Wirkungsgrad als

$$\eta = \frac{T_1 - T_2}{T_1}$$

definiert ist, wobei aus dem Wärmereservoir mit der Temperatur T_1 eine Wärmemenge Q_1 fließt, von der ein Teil als Wärmemenge Q_2 in den Wärmebehälter 2 mit der Temperatur T_2 gelangt und der Rest als nutzbare Arbeit $A = Q_1 + Q_2$ frei wird. Wegen

$$Q = mRT \cdot \ln\left(\frac{V_{II}}{V_I}\right)$$

und somit auch

$$\eta = \frac{A}{Q_1} = \frac{Q_1 + Q_2}{Q_1}$$

ist der thermische Wirkungsgrad η ein Maß für den Anteil der nutzbaren Arbeit am gesamten Energieumsatz Q_1 und im Normalfall $T_1 > T_2$ kleiner als 1, d. h. es geht ein Teil der Energie für die Nutzung verloren. Setzt man z. B. $T_1 = 10$ K und $T_2 = 5$ K, so ergibt sich

$$\eta = \frac{5\ \text{K}}{10\ \text{K}} = 0{,}5 = 50\%.$$

Der Autor der betrachteten Arbeit stellt weiterhin fest, daß bei einem Perpetuum mobile zweiter Art die Wärme vom kälteren zum wärmeren Reservoir fließt, also $T_1 < T_2$ gelten müßte. Eine Abkühlung eines Teils der Apparatur unter den absoluten Nullpunkt würde dann bei gleicher Temperaturdifferenz einen wesentlich höheren Wirkungsgrad ergeben. Ein Beispiel analog zu dem oben angeführten Fall möge dies veranschaulichen. Die Temperaturdifferenz $|\Delta T|$ betrage wiederum 5 K, jedoch sei statt $T_1 = 10$ K, $T_2 = 5$ K nunmehr $T_1 = -2{,}5$ K, $T_2 = 2{,}5$ K. Daraus ergibt sich der Wirkungsgrad zu

$$\eta = \frac{T_1 - T_2}{T_1} = \frac{-2{,}5\ \text{K} - (2{,}5\ \text{K})}{-2{,}5\ \text{K}} = 2{,}0 = 200\%.$$

Der Wirkungsgrad ist also nicht nur viermal größer als im ersten Fall, sondern liegt auch über 100%, was ja für Perpetua mobilia typisch ist.

Kritiker, die zu bedenken geben, daß es prinzipiell unmöglich sei, eine derartige Abkühlung unter den absoluten Nullpunkt zu erreichen, begeben sich damit nicht nur auf den Standpunkt eines primitiven Utilitarismus, sondern argumentieren auch unlogisch. Zwar konnte für alle bisher betrachteten Körper nachgewiesen werden, daß eine Abkühlung unter null Kelvin unmöglich ist, doch darf diese Erfahrungstatsache nicht willkürlich auf Perpetua mobilia erweitert werden. Was für alle möglichen anderen Körper gilt, muß durchaus nicht für das Perpetuum mobile gelten, denn dieses ist bekanntlich unmöglich und somit in der Theorie noch nicht erfaßt.

Dipl.-Rez.
X. Prokrustes

Anhang B

Zur Frage der Glaubwürdigkeit T. E. Travellers

Die Frage, ob Timothy Edward Traveller tatsächlich die Vergangenheit verändert hat, d. h. ob es ursprünglich tatsächlich zwei Bände von Wells' „Zeitmaschine" gab, Traveller dann aber selbst das Erscheinen des ersten Bandes verhinderte, galt lange Zeit als ungeklärt und war Objekt heftiger Auseinandersetzungen, die keineswegs auf die der Temporalistik nahestehenden Kreise beschränkt blieben. Ja, selbst als schon die Serienproduktion von Zeitmaschinen aufgenommen worden war, fanden sich Wissenschaftler, die die Existenz von Zeitreisen und Zeitmaschinen für völlig ausgeschlossen erklärten — die sog. „Antitemporalisten".

Später, knapp hundert Jahre nach Travellers Tod, spalteten sich von der Bewegung der Antitemporalisten die gemäßigten Antitemporalisten ab, die zwar nicht die Existenz von Zeitmaschinen und Zeitreisen, wohl aber die Timothy E. Travellers bestritten. Sie erklärten T. E. Traveller zur mythologischen Gestalt und seine Biographie zu einer in temporalistisch gestimmten Kreisen entstandenen Legende pseudoreligiöser Färbung. Sie wiesen auf verwandte Züge Travellers mit anderen mythologischen Gestalten, insbesondere mit Kulturheroen, hin und legten dar, daß sogar der Name Timothy Edward Traveller in seiner ursprünglichen Form Tim E. Traveller, also Time Traveller = „Zeitreisender" gelautet habe und vermutlich aus ebenjenem Werk von H. G. Wells entnommen sei, das im Traveller-Mythos eine zentrale Stellung einnehme.

Während die antitemporalistische Bewegung in ihrer ursprünglichen Form nach und nach schrumpfte und schließlich verschwand, wurde der gemäßigten Antitemporalistik im Jahre 2439 ein entscheidender Schlag versetzt, als der Untertemporalist Alfons Karamasow in einem Archiv Timothy E. Travellers Geburtsurkunde fand und dessen tatsächliche Existenz nunmehr außer Zweifel stand. Gleichzeitig nahm der Temporalismus einen gewaltigen Aufschwung, und die moderne Forschung geht davon aus, daß Travellers Bericht — zumindest in den wesentlichen Punkten — durchaus den Tatsachen entspricht.

E. Simon
Institut für Historische und
Vergleichende Temporalistik
Dresden (Erde I)

Anhang C

Die Entwicklung der neuzeitlichen Technik am Beispiel des Katastrophenbeschleunigers

Der Katastrophenbeschleuniger wurde dazu benutzt, der Vergangenheit zu entfliehen, wenn sich Katastrophen anbahnten. Infolge der ungenügenden Abschirmung beschleunigte die erste Generation dieser Geräte jedoch auch die Katastrophen, so daß die Zeitmaschine und die Katastrophe mit gleicher Geschwindigkeit nebeneinanderher rasten.

Die zweite Generation ist so ausgeführt, daß die Zeitmaschine erst einen kleinen Vorsprung erhält, bevor die entfesselte Kraft die Abschirmung durchbricht.

Die Arbeiten an der dritten Generation werden bald beginnen, wenn nicht, was zu befürchten ist, der profane interplanetare Berufsverkehr unsere wertvollen Mittel verschlingt.

Carlo de Naxos
At Rium I

Anhang D

Die Wahrheit über das Schwert des Ilja Muromez

Ein Fall von Mystifikation ereignete sich bereits in der Frühzeit der Temponautik, wurde aber erst sehr spät, vor einigen Jahrhunderten, entdeckt. Großen Staub wirbelte damals der sogenannte Muromez-Skandal auf. Archäologen hatten das Schwert des legendären russischen Recken in einer Eiche steckend gefunden. Die Baumsäfte und günstige geologische Bedingungen hatten die Bildung einer konservierenden Kruste um das Heft des Schwertes begünstigt, während die Klinge stark beschädigt war.

Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß zwar die Klinge aus gewöhnlichem Stahl (St 17, ungehärtet) bestand, das Heft aber aus Unilith, einem Spitzenerzeugnis vom Ende des petrolchemischen Zeitalters. Die eigentliche Sensation lieferte jedoch ein Miniatur-Ultraschallgenerator im Heft des Schwertes. Mit diesem Ultraschallschwert hätte man getrost Felsen spalten können, der Kampf Iljas mit dem Drachen barg also keine Schwierigkeiten, wenn nur ein Drache da war.

Als man der Sache nachging, entdeckte man im Archiv Hinweise auf eine nicht registrierte Zeitreise (Zeitreise Nr. 4a), die ein paar an sich völlig unbedeutende Mitarbeiter der damals eben erst gegründeten Arbeitsgruppe Temponautik in offenbar alkoholisiertem Zustand ohne Wissen ihres Chefs T. E. Traveller unternommen hatten. Aus dem Tagebuch eines dieser Temporowdys, eines gewissen Karl Frittsche, geht hervor, daß man auf dem Rückweg von einer Tierfangexpedition ins Mesozoikum im frühen Mittelalter Station machen mußte, um das Tempometer, bei dem ein Zeiger abgebrochen war, neu zu eichen. Dabei ging eines der Fangobjekte verloren, ein junges Exemplar (vielleicht auch nur ein Ei) des Riesenflugsauriers Pteranodon. (Andere Temporalhistoriker halten einen Nyctosaurus für wahrscheinlicher, aber es ist schließlich wenig von Belang, ob die Flügelspannweite der Echse dementsprechend sieben oder „nur“ fünf Meter betrug.)

Die Instruktionen gab es damals noch nicht; in Kraft war die „Zeitweilige Verfügung zum Schutze der Vergangenheit“, die besagte: „Wer Wunden schlägt, muß auch den Balsam spenden.“

R. Heinrich, E. Simon

Anhang E

Zur Wroblewskischen Hypothese

Im Stadtarchiv Stafford (Staffordshire, Erde I) befand sich folgender Brief eines gewissen Jim Hawkins :

> Dear Captain Smolett,
>
> Sie müssen sich wohl geirrt haben. Die Schatzinsel liegt nicht dort, wo der Fliegende Holländer kreuzt — Gott sei seiner armen Seele gnädig! Es wird wohl ein Sklavenschiff für New Orleans gewesen sein.
>
> Ich setze die Suche fort.
>
> Truly Yours,
Jim Hawkins

Dipl.-Temp. Zbigniew Wroblewski hat in der Februar-Nummer 2472 der Zeitschrift „Das Tempometer“ die Vermutung geäußert, es könnte ein Zusammenhang zwischen der 13. Zeitexpedition und besagtem „Fliegenden Holländer“ bestehen, da dieser in einer reichlich hundert Jahre älteren Quelle ebenfalls erwähnt wird. Dies scheint uns jedoch sehr unwahrscheinlich.

R. Heinrich
Institut für Historische und
Vergleichende Temporalistik
Dresden (Erde I)

Anhang F

Ein frühes Zeugnis terrassistischen Gedankenguts in der Literatur

(Die folgende Rezension von Prof. Dr. Beowulf-Homer Minzmann, Ordinarius für Literaturgeschichte des Gemäßigten Altertums an der Ringuniversität Saturn, entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verfassers den „Mitteilungen des Instituts für Angewandte Literaturkritik“, Serie B, Nr. 12/2461, S. 14 ff.)

In der sog. „Phantastischen Literatur“ des ausgehenden zweiten und beginnenden dritten Jahrtausends[25] findet sich zuweilen auch das Baalbeksche Terrassenthema. Noch heute ist der seltsame Umstand nicht geklärt, warum sich ausnahmslos alle auf uns überkommenen Werke dieser Art auf den terrassistischen Standpunkt (also die Exoterrestrier-Hypothese) beziehen. An dieser Stelle soll das älteste noch vorhandene Dokument dieser Art besprochen werden.

Es handelt sich hierbei um eine längere Erzählung, die höchstwahrscheinlich in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden und relativ gut erhalten ist; nur die ersten acht Seiten fehlen, so daß Autor und Titel unbekannt sind. Auch das Nachwort gibt darüber keine Auskunft; es stammt von einem gewissen Diplom-Meteorologen K. Bäumling und enthält eine lückenhafte Kurzbiographie Albert Einsteins, den mit beachtlichem Aufwand geführten Beweis, daß die Erde keine Scheibe ist, sowie eine sehr solide Abhandlung über Entstehung und Arten von Zirruswolken.

Die Handlung des Werkes ist räumlich auf Dresden (Erde I) und zeitlich auf wenige Tage des Jahres 1970 begrenzt; sie folgt in ihrem Aufbau den Paradigmen der Detektiverzählung. Die beiden Protagonisten sind Michael, ein Mathematikstudent der Technischen Universität, der auch als Erzähler fungiert, und sein Freund Wolfgang, ein Dresdner Oberschüler.

Die Geschichte beginnt mit etlichen an sich belanglosen Szenen im Studentenmilieu; darunter ist auch eine halb scherzhafte Diskussion einiger Studenten (einschließlich des Erzählers) über die Terrasse von Baalbek, die offenbar den Leser in die Problematik einführen soll, was allerdings recht auffällig erfolgt. Wir erfahren also, daß sich die Terrasse „auf dem höchsten Punkt des syrischen Grabens zwischen dem Libanongebirge und dem Antilibanon“ befindet und aus riesigen, exakt und fugenlos aneinandergefügten Steinquadern besteht. Natürlich wird auch der „Dreistein“ (Trilithon) erwähnt sowie die Tatsache, daß der

größte dieser Blöcke fast 20 m lang und nahezu 1000 t schwer ist. Es folgt die Behauptung, daß die Technik der Sklavenhalterzeit nicht zur Bewältigung des Baus ausreichte und die Terrasse folglich nicht von Menschen, sondern nur von außerirdischen Besuchern erbaut worden sein kann. Der Erzähler nimmt in diesem Disput eine skeptische Haltung ein.

Nachdem solcherart ein reichliches Drittel der Erzählung verbraucht ist, beginnt die eigentliche Handlung, die sich natürlich um das Thema dreht, das vorher rein zufällig erörtert wurde. Durch seinen Freund Wolfgang erfährt der Erzähler von einer anderen Terrasse, die über Nacht am südlichen Stadtrand Dresdens (auf der sog. Südhöhe) aufgetaucht sein soll. Er beschließt, sich diese neue Terrasse anzusehen, wird jedoch durch permanenten Zeitmangel (es ist Ende Januar, die Prüfungen stehen bevor) davon abgehalten. Als er schließlich Anfang März in jene Gegend kommt, findet er das Bauwerk tatsächlich vor; es ist eine etwa im Verhältnis 1:9 verkleinerte Kopie der Baalbeker Terrasse (letztere kennt er allerdings nur aus Beschreibungen). Der Erzähler fertigt eine Lageskizze an und entdeckt auf einem der Steine eine rätselhafte Zeichnung oder Inschrift, die er abzeichnet, bevor die hereinbrechende Nacht und ein beginnender Wolkenbruch ihn zwingen, über morastige Feldwege in die Stadt zurückzukehren. Eine schwere Erkältung hindert ihn in den folgenden Wochen an weiteren Besichtigungen, er nutzt jedoch die Zeit zu umfangreichen Studien (nicht der Mathematik, sondern der Baalbek-Literatur) und stellt dabei weitgehende Übereinstimmungen zwischen beiden Terrassen fest — das Verhältnis der Seitenlängen ist dasselbe, beide liegen auf einer Anhöhe, die Längsseiten weisen in dieselbe Himmelsrichtung, es gibt drei besonders große Blöcke (in Dresden rund 2 m lang) usw.

Wieder genesen, will der Erzähler weitere Nachforschungen anstellen, findet jedoch die „Terrasse von Dresden" nicht mehr vor. Im restlichen Drittel der Erzählung versucht er, erstens das rätselhafte Auftauchen, zweitens das ebenso sonderbare Verschwinden der Terrasse und drittens die geheimnisvolle Inschrift zu ergründen. Das Auftauchen bleibt ungeklärt und wird aus diesem Grunde einem außerirdischen Besuch zugeschrieben. Anders das Verschwinden: Der Erzähler bringt in Erfahrung, daß die Steinblöcke beim Straßenbau in Schwerin Verwendung gefunden haben. Dort angekommen, muß er jedoch resignieren, denn die Straße ist schon wieder aufgerissen, und die Kollegen vom Tiefbau wissen nichts über den Verbleib der Steine.

Die Inschrift erweist sich als sumerische Keilschrift, das Lautbild

ergibt jedoch in dieser Sprache keinerlei Sinn.

Schließlich gerät der Erzähler an einen ungarischen Kommilitonen, dem der Text bekannt vorkommt — Ungarisch ist es freilich nicht. Es stellt sich heraus, daß in Ungarn eine türkische Familie lebt, deren Vorfahren osmanische Statthalter im Libanon waren. Von dort hat die Familie eine Redewendung in unbekannter Sprache mitgebracht, die mit dem Klang der Inschrift übereinstimmt und, von der Familie in Anspielung auf die Zeiten des Sultanats gebraucht, sinngemäß bedeutet: „Wir sind auch nicht mehr das, was wir früher waren.“

Eingedenk dieser Worte ermahnt der Erzähler seine Leser aller künftigen Generationen, ja nicht das Auftauchen der nächsten Terrasse und damit die Chance des interplanetaren Kontakts zu verpassen, denn es „ist zu befürchten, daß Sie die dritte Terrasse einfach übersehen, weil Sie sie für die Bauklötzer Ihres Sohnes halten. Und das wäre doch sehr schade, nicht wahr?“

Das sind die letzten Sätze der Erzählung.

Anhang G

Die „Trägheit“ der Zeitmaschinen

Die älteren Modelle der Zeitmaschinen waren vom temporalen Pulsationsantrieb abhängig, d. h. sie bewegten sich nicht gleichförmig durch die Zeit. Bekanntlich wird der temporale Schub durch die rhythmische Kontraktion des Korrelationstensors erzeugt, welcher aus der Wechselwirkung von innerem und äußerem temporalen Feld resultiert. Der Zeitreisende nimmt die Kontraktionen nicht wahr, da er ihnen ebenso wie seine Umgebung (Zeitmaschine) unterliegt. Anhalten kann die Zeitmaschine nur beim Nulldurchgang der sinusförmigen Feldkraftlinie; nur dort ist der Temporalgradient kurzzeitig konstant. Der Abstand zwischen den Nulldurchgängen ist von der Frequenz des inneren Temporalfeldes, also von der Eigenfrequenz der Kristallsäule, abhängig.

Die neueren, in den letzten Jahren entwickelten Zeitmaschinen funktionieren nach demselben Prinzip, doch sind infolge der verwendeten hohen Eigenfrequenzen die Kontraktionen näherungsweise unendlich klein und unendlich zahlreich, so daß es entsprechend der temporalenergetischen Unschärferelation zur Ausbildung eines Quasikontinuums kommt, die Trägheit der neuen Maschinen geht also gegen Null. (Der Begriff „Trägheit“ ist insofern unglücklich gewählt, als es sich um einen reinen Quanteneffekt handelt, hat sich aber in den letzten Jahren eingebürgert.) Mit den neuen Maschinen läßt sich also im Prinzip jeder beliebige Zeitpunkt erreichen; daß die neuen Modelle (im Gegensatz zu den älteren) noch nicht funktionieren, steht auf einem anderen Blatt.

R. Heinrich, E. Simon
Institut für Historische und
Vergleichende Temporalistik
Dresden (Erde I)

Anhang H

Dokumente zum Fall Mabeuf

Mabeuf, Jacque Robert, geb, 2274, verscholl. 2330, ird. Temporalist; Schüler T. Travellers, 7. u. 8. Zeitexp.; „Leitfaden der Temporalantriebe" u. a. Schriften

Meyers Taschenlexikon
der Temponautik A—Z,
Leipzig 2458

Todesanzeige in den „Chronophilen Blättern":

Ein Kühner ging voraus
und kehrte nicht wieder

Jacques Mabeuf
geb.
24. 6. 2274
gest.
vermutl. Mittelalter

In achtungsvoller Erinnerung
und Trauer
Institut für Temporalistik

Aus dem Bericht der Untersuchungskommission:

Er startete auf freiem Felde, aber unvorsichtigerweise dort, wo sich zum vorgesehenen Landezeitpunkt noch ein Granitfelsen erhob.

Bekanntlich macht die Reisegeschwindigkeit die sich temporal schnell bewegenden Körper durchdringlich. Es ist daher zu vermuten, daß J. Mabeuf bei der Ankunft ein Opfer dieses Effekts wurde, als er die Geschwindigkeit beim Halten verringerte.

Aus der Stadtchronik zu Gruenefelde:

Im Steyn Bruch fand sich eyne gar lange Saeule von Berg krystall neben dem Abbilde des Leybhafftigen†††. Die Hl. Kirche nahm sich des Teuffels Werckes an.

Anhang I

Zur Semantik der „Ktesibios-Schrift“

Bald nach der Rückkehr der Zeitreisenden wurde die von H. McCroy und O. Rubiah entdeckte, inzwischen längst verwitterte Inschrift übersetzt. Der aramäische Text ist mit Hilfe des griechischen Alphabets fixiert und lautet in sinngemäßer Übersetzung: „Ktesibios ist doof“.

Gewaltiges Aufsehen erregte die Entdeckung zweier orthographischer Fehler in dem Werk, deren Bedeutung bisher nicht völlig geklärt werden konnte, wie ja überhaupt über der Ktesibios-Schrift noch der Schleier so manchen Geheimnisses liegt. Im kürzlich gegründeten Forschungsinstitut für Ktesibionik und in der von ihm editierten „Aramäischen Monatsschrift für Probleme der Ktesibionik“ arbeiten z. Z. Historiker, Literaturwissenschaftler, Psychoanalytiker und andere Geistesgrößen an der Klärung der Frage, was der anonyme Verfasser der Ktesibios-Schrift damit sagen wollte.

Den interessierten Leser verweisen wir auf die Fachliteratur, insbesondere auf die dreibändige Monographie „Einführung in die Ktesibiologie: Ontologie und Epistemologie eines literarischen Mysteriums“ von F. Lyttle.

F. Lyttle

Anhang J

„Vorwärts nach Atlantis“

Buchbesprechung in der Monatsschrift „Die wahre Insel. Neuatlantische Rundschau“ vom August 2391

Eine der wertvollsten und vollständigsten atlantologischen Untersuchungen entstammt der Feder des bekannten Privatgelehrten Richard Denkner, der in dem vierbändigen Werk „Vorwärts nach Atlantis“ alle Indizien und Beweise zusammengetragen hat, die auf die Existenz von Atlantis im Atlantischen Ozean hindeuten.

Einer der Grundgedanken Denkners lautet, daß Übereinstimmungen in den alten Kulturen beiderseits des Atlantik zwingend auf das Vorhandensein eines Bindegliedes zwischen den Kontinenten hinweisen; über dieses, also die Insel Atlantis, muß der Kulturaustausch erfolgt sein. Die Übereinstimmungen, die Denkner anführt, sind in der Tat frappierend. Betrachten wir eine davon näher!

Die Existenz von Pyramiden sowohl in Ägypten als auch in Mittelamerika ist den Atlantologen schon sehr früh aufgefallen, jedoch versuchten die Verschwörer der orthodoxen Geschichtswissenschaft, diese Tatsache herunterzuspielen. So behaupteten sie, die ägyptischen Pyramiden hätten mit den mittelamerikanischen nichts gemein, da erstere angeblich allein als Grabmal der Pharaonen dienten, letztere, auf deren Spitze Tempel errichtet wurden, hingegen dem Gottesdienst.

Wie jedoch an der Chefrenpyramide noch heute leicht festzustellen, waren die Pyramiden ursprünglich mit glatten schrägen Steinen verkleidet, die augenscheinlich symbolisieren sollten, wie unerreichbar die Gottheiten für den gewöhnlichen Sterblichen waren. Daß auf der Spitze der ägyptischen Pyramiden die Tempel fehlen, ist somit einfach darauf zurückzuführen, daß auch die Priester selbst sie ohnehin nicht hätten erreichen können.

Bekanntlich fehlen auf den meisten Pyramiden heute die Verkleidungen, man hatte also den Konstruktionsfehler erkannt und sie nachträglich wieder entfernt, um die Pyramiden für den praktischen Gottesdienst nutzbar zu machen. Das hätte man natürlich nicht getan, wären sie nicht von Anfang an für diesen Zweck bestimmt gewesen.

Denkner beschränkt sich jedoch nicht darauf, die schäbigen Argumente des antiatlantischen Komplotts zu entlarven. Wie in allen anderen Fällen gelingt ihm die völlige Zerschmetterung der Gegner auch bei den Pyramiden, indem er das essentielle Wesen aus diesen

herausmeißelt. Es ist letzten Endes zweitrangig, wozu die Pyramiden gebaut wurden. Die *Bauweise* jedoch zeigt eine Identität der Techniken, die allein durch Austausch der Kenntnisse zu erklären ist. Es gibt nur wenige Formen von Pyramiden, die einander zu beiden Seiten des Atlantik erstaunlich gleichen und z. B. die frappierende Gemeinsamkeit aufweisen, daß sich die Spitze der Pyramide in *sämtlichen* Fällen oben befindet. Das kann kein Zufall sein!

Vielen anderen Übereinstimmungen in den Kulturen können wir hier nicht den Raum widmen, den sie zweifellos verdienen, etwa dem in Band 2 enthaltenen Kapitel „Der aufrechte Gang als kulturelles Merkmal zu beiden Seiten des Atlantik" oder die Entwicklung gleichartiger mathematischer Systeme, die entgegen aller Zufallswahrscheinlichkeit sowohl in Ägypten als auch in Amerika zu solch offensichtlichen Übereinstimmungen führte wie dem Theorem, daß zweimal zwei vier ist. Wahrlich, damit ist alles gesagt.

-kner

Moskauer Begegnungen

Eine Anthologie

160 Seiten • Ganzleinen 7,40 M

Schriftsteller aus Berlin erzählen von Erlebnissen im Freundesland und ein wenig auch von sich selbst. Moskauer Begegnungen beschreiben:

Anna Seghers, In Moskau
Gisela Karau, Die Großmutter mit der Pistole
Fred Rodrian, Begebenheiten II
Hermann Kant, Notizen zur Vorgeschichte
Heinz Kahlau, Moskau: 0 1
Heinz Knobloch, Das Grammophon
Günter Görlich, Erinnerung
Horst Bastian, Schlafen, bis es langweilig wird
Barbara Augustin, Mit Guram durch die Lüfte
Jo Schulz, anstehn nach lenin
Wolfgang Landgraf, Hochzeit in Talnoje
Eberhard Panitz, Die Wohnung im Kreml
Armin Stolper, Dienstreisende
Helga Schubert, Blickwinkel

Verlag Neues Leben Berlin

Reinhard Heinrich, 1954 in Dresden geboren, erlernte den Beruf eines Maschinenbauers und Anlagenmonteurs, studierte am „Institut für Ausbildung von Ingenieurpädagogen“ in Karl-Marx-Stadt und arbeitet als Lehrausbilder in Dresden. Er hat Liedtexte und — zusammen mit Erik Simon — die Erzählung „Die Ignoranten“ (1976) geschrieben.

Erik Simon, 1950 in Dresden geboren, ist Diplomphysiker und arbeitet jetzt als Verlagslektor in Berlin. In den Anthologien „Der Mann vom Anti“ (1975) und „Begegnung im Licht“ (1976) sowie in seinem Erzählungsband „Fremde Sterne“ (1979) hat er phantastische Kurzgeschichten veröffentlicht. Außerdem hat er mehrere Anthologien ausländischer Phantastik herausgegeben.

Fußnoten

[1] Siehe Anhang A.

[2] Einige Historiker ziehen diese Rekonstruktion in Zweifel, da nach ihren Forschungsergebnissen die Familie Wells in ärmlichen Verhältnissen gelebt und weder über eine Hall noch über einen Butler verfügt haben soll. Aber wer wird ernsthaft daran denken, sich mit einer Gruppe von Computern zu streiten?

[3] Vgl. Anhang B.

[4] Später in „Zentrales Solares Institut für Angewandte Temporalistik“ umbenannt.

[5] Könnten wir in die Zukunft reisen, dann wäre sie ja, wenn wir dort angekommen sind, unsere Gegenwart, schließlich erleben wir Tag für Tag, wie aus Zukunft Gegenwart und dann Vergangenheit wird. Und es ist gut so, daß wir die Zukunft nur allmählich, gleichsam in homöopathischen Dosen, verabreicht bekommen, das dürfte verträglicher sein. Außerdem kann dann keiner den anderen vorwerfen, sie hätten während seiner Abwesenheit an der Zukunft herumgepfuscht; ist es nicht viel moralischer, auf die vergegenwärtigte Zukunft zu weisen und zu sagen: „seht, das habe ich getan!“ (Und dazu vielleicht: „Ich will es bestimmt nie wieder tun!“) Denn sonst, wie Dipl. rer. cult. Lilli-Magda Hunz bemerkte, „könnten wir es auch gleich elektrisch machen“.

[6] Siehe Anhang C.

[7] Vgl. Anhang D.

[8] Vgl. hierzu auch Anhang E.

[9] Siehe „Kreutzers Enzyklopädie veralteten Wortguts“, Vaduz 2459, S. 653 bzw. S. 524, oder ein ähnliches Standardwerk.

[10] Zum Baalbek-Problem vgl. Anhang F.

[11] Diese temporale Administration verwaltete zwar nicht die Zeit, wohl aber die Zeitmaschinen, was viel schwieriger war, denn Zeit hatte sie genug.

[12] Vgl. Anhang G.

[13] Vgl. Anhang H.

[14] Vgl. Anhang I.

[15] Für jene Zeitmaschine galt entsprechend der Traveller-White-Kasksadow-Grissolm-Kamura-Relation die Beziehung $1\Delta t_{mzq}$ (Makrozeitquant) = $2{,}1249153 \cdot 10^{6}$s, also rund 24,6 Tage.

[16] Wir, die Autoren können dieses Erstaunen nicht beschreiben; wir konnten nichts darüber in Erfahrung bringen, weil unsere Vorgesetzten das Projekt einer Zeitexpedition zur geheimen Beobachtung der 16. Zeitexpedition verworfen

haben.

[17] Vgl. Fogg: The Quarterly Temponaut, Vol. 2, No. 4 (2432), S. 209—242.

[18] Vgl. Sygmar Wieczorek, „Die Anwendung der Zeitreise als Mittel zur Erforschung der Vergangenheit“, Neugroßkorbetha (Kallisto) 2583.

[19] Bei Benutzung des Katastrophenbeschleunigers ist keine zusätzliche Energiezufuhr nötig, da die Rückreiseenergie aus der Spannung des äußeren Temporalfeldes bezogen wird. — Vgl. „Das Ende der 13. Zeitexpedition“, Abschnitt 8.

[20] Vgl. Anhang J.

[21] Mit der Zunahme der Zeitreisen, insbesondere der illegalen, in der zweiten Hälfte des 24. Jahrhunderts wurde ihre vollständige und systematische Erfassung immer schwieriger und schließlich unmöglich. — Dem Leser wird gewiß nicht entgangen sein, daß die streng wissenschaftliche, ausschließlich auf die temporalphysikalischen und -historischen Fakten orientierte Darstellungsweise im Verlauf dieses Berichts allmählich in den Hintergrund tritt. So war es zum Beispiel nicht möglich, die begonnene Numerierung der Zeitreisen konsequent fortzuführen, da das seit etwa 2380 einsetzende Chaos nichtregistrierter Reisen eine exakte Zählung und Buchführung unmöglich macht. Nur auf Teilgebieten ist eine gewisse Systematik noch durchführbar; wir benutzen daher für den folgenden Bericht eine interne Numerierung der Organisation, die die Reisen veranstaltet. Sosehr wir es bedauern — man kann nicht streng wissenschaftlich über ein Gebiet schreiben, in dem es leider immer unwissenschaftlicher zugeht, da sich so viele Zeitreisende statt von den Instruktionen von irgendwelchen subjektiven Gefühlen leiten lassen. Das Gesetz der Einheit von Inhalt und Form (vgl. „Kommentiertes Gesetzbuch der Ästhetik“, §§ 170, 171) gilt auch für diese Annalen.

[22] Aus der Rede des Vorsitzenden J. Juřena anläßlich der Umbenennung der VSV in „Liga zur Verhinderung von mystifikatorischen Grausamkeiten an unseren Vorfahren“, Bad Saarow 2426.

[23] Ob auch andere Zeitreisende derartige Geschichten in die Vergangenheit exportiert haben, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, wäre aber bei der allgemeinen Unordnung in der Temponautik kein Wunder.

[24] Vgl. K. Smith: zur Inversion des Zeitreiseparadoxons bei Homogenität der Zeitmaschinen-Erzeugungsmatrix im isotropen Zeitkontinuum. Mitteilungen des Zentralen Solaren Instituts für Angewandte Temporalistik, 2475. Nr. 3, S. 185—192.

[25] Vgl. hierzu „Die 3. Zeitreise des Timothy Traveller“, Abschnitt 4. — Anm. v. R. H., E. S.